



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Darstellung von Figuren mit psychischen Auffälligkeiten in
Kinderfilmen“

verfasst von / submitted by

Susanne Hintringer, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2021 / Vienna 2021

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 841

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Publizistik- und
Kommunikationswissenschaft

Betreut von / Supervisor:

Ass.-Prof. Dr. Tobias Dienlin

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Inhaltsverzeichnis

Abstract auf Deutsch	4
Abstract in English	5
Einleitung	6
Theoretischer Hintergrund	8
Definitionen	8
Kindliche Mediensozialisation	11
Bewältigung kindlicher Entwicklungsaufgaben mithilfe medialer Inputs.....	12
Medien als Orientierungshilfen für Heranwachsende.....	13
Mediennutzung zur Befriedigung kindlicher Bedürfnisse	14
Kognitive Medienwirkungen	14
Kultivierungsansatz nach Gerbner	14
Sozialkognitive Lerntheorie nach Bandura.....	17
Starke vs. schwache Medieneffekte	21
Empirie	22
Medienaneignung und Medienkompetenz im Verlauf der kindlichen Entwicklung.....	22
Basale Medienbildung (Alter 0-3 Jahre).....	22
Elementare Medienbildung (Alter 3-6 Jahre)	23
Primäre Medienbildung (Alter 6-10 Jahre).....	24
Heteronom-expansive Medienbildung (Alter 10-14 Jahre)	24
Kindliche Film- und Fernsehnutzung	25
Kinder vor dem Teenageralter	25
Teenager.....	26
Trends auf dem Fernsehmarkt	27
Psychische Störungen	27
Globale Prävalenz	27
Gewalttätigkeit von Menschen mit psychischen Störungen	28
Sozialer Umgang mit psychischen Störungen	31

Stereotype und Vorurteile	31
Diskriminierung	34
Stigma	35
Mediale Darstellung von psychischen Störungen	36
Mediale Stereotypisierung	36
Auswirkungen medialer Stereotypisierung auf Einstellungen gegenüber psychischen Störungen.....	39
Auswirkungen medialer Stereotypisierung auf Einstellungen Erwachsener	40
Auswirkungen medialer Stereotypisierung auf die Einstellungen von Kindern.....	43
Der wissenschaftliche Anti-Stigma-Diskurs	45
Forschungsfragen	48
Psychische Auffälligkeiten: Anzahl, Art, Häufigkeit	48
Figuren mit psychischen Auffälligkeiten	48
Darstellung psychischer Auffälligkeiten	49
Geschlechterunterschiede	49
Methode.....	49
Stichprobe.....	49
Erhebung.....	53
Test-Codier-Vorgang	53
Erster Codier-Vorgang.....	53
Zweiter Codier-Vorgang	56
Ergebnisse	56
Psychische Auffälligkeiten: Anzahl, Art, Häufigkeit	56
Figuren mit psychischen Auffälligkeiten	57
Darstellung psychischer Auffälligkeiten	67
Geschlechterunterschiede	76
Diskussion	80
Häufigkeit psychischer Auffälligkeiten bei Filmfiguren.....	80

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Geschlechterunterschiede hinsichtlich der Häufigkeit psychischer Auffälligkeiten bei Filmfiguren	81
Darstellung von Figuren mit psychischen Auffälligkeiten.....	83
Geschlechterunterschiede hinsichtlich der Darstellung von Figuren mit psychischen Auffälligkeiten	85
Implikationen.....	86
Limitationen und Perspektiven	92
Fazit	97
Literaturverzeichnis.....	99
Anhang A	122
Anhang B.....	124
Anhang C.....	125
Anhang D	139
Anhang E.....	143
Anhang F	144
Anhang G	145
Anhang H	146
Anhang I.....	149

Abstract auf Deutsch

Zielsetzung: Ziel der vorliegenden Masterarbeit war es, zu ermitteln, welche psychischen Auffälligkeiten in den erfolgreichsten Kinderfilmen der letzten Jahre vorkommen, wie betroffene Figuren dargestellt werden und ob diesbezüglich Geschlechterunterschiede auftreten.

Theorie: Kinder werden in mediatisierten Lebenswelten sozialisiert. Sie suchen in Medien nach Orientierungshilfen zur Bewältigung ihrer Entwicklungsaufgaben. Dem Kultivierungsansatz zufolge werden langfristig durch die kumulative Fernsehnutzung Einstellungen, Verhaltensweisen und Wahrnehmungen kultiviert. Der sozialkognitiven Lerntheorie zufolge lernen Menschen Verhaltensweisen, Einstellungen, emotionale Reaktionstendenzen durch die Beobachtung medial vermittelter Modelle.

Methode: 15 Kinderfilme wurden inhaltsanalytisch untersucht. Es wurden zwei Codier-Vorgänge durchgeführt. Der psychopathologische Status aller auffälligen Filmfiguren wurde anhand der evidenten Symptome mit Hilfe einer psychiatrischen Systematik erhoben. Zu jeder als psychisch auffällig identifizierten Figur wurden anschließend Hinweise auf die Art ihrer Darstellung erhoben.

Ergebnisse: In allen Filmen kamen Figuren mit psychischen Auffälligkeiten vor. Insgesamt kamen 143 psychisch auffällige Figuren vor, 35 davon weiblich und 108 männlich. Die Auffälligkeiten, die am häufigsten auftraten, waren psychomotorische Auffälligkeiten und läppische Affekte. Auf psychisch auffällige Figuren wurde am häufigsten mit Irritation reagiert. Es lagen große Unterschiede sowohl zwischen den einzelnen Filmen als auch zwischen den Geschlechtern vor.

Schlussfolgerungen: Psychische Störungen werden in Kinderfilmen teilweise falsch repräsentiert. Der Forschungsstand verweist auf potenziell problematische Auswirkungen negativer medialer Darstellungen von psychischen Störungen. Eine Sensibilisierung der Produzent*innen von Kinderfilmen in Bezug auf diese Thematik wäre daher anzudenken. Kinderschutzgesetze könnten künftig mediale Darstellungen von subtilen Gewaltformen stärker berücksichtigen.

Abstract in English

Objective: The aim of this Master's thesis was to determine which mental disorders occur in the most successful movies for children of recent years, how affected characters are portrayed and whether there are any gender differences in this respect.

Theory: Children are socialized in mediatised environments. They consult the media for guidance in accomplishing their developmental tasks. According to the cultivation approach, attitudes, behaviors and perceptions are cultivated through cumulative television use. According to the social cognitive learning theory, people learn behaviors, attitudes and emotional reaction tendencies by observing models mediated by the media.

Method: A sample of 15 children's movies was studied using content analysis. Two coding phases were conducted. The psychopathological status of all characters with abnormalities was determined based on the evident symptoms using a psychiatric classification system. For each character identified as psychologically abnormal, hints about the specific nature of their portrayal were then assessed.

Results: Characters with mental abnormalities appeared in all the films analyzed. A total of 143 mentally abnormal characters appeared, 35 of them female and 108 male. The most common abnormalities were psychomotor abnormalities and lappish affects. Mental abnormalities were most frequently reacted to with irritation. Substantial differences existed both between films and genders.

Conclusions: Mental disorders are partly misrepresented in children's movies. Research findings point to potentially problematic effects of negative media portrayals. Sensitizing producers of children's movies to this issue might be worth considering. Child protection laws could take greater account of media portrayals of more subtle forms of violence.

Einleitung

Psychische Störungen sind ein global verbreitetes Phänomen (James et al., 2018), das Gesellschaften vor soziale und ökonomische Herausforderungen stellt (Global Burden of Disease Collaborative Network, 2020; World Health Organization - Department of Mental Health and Substance Dependence, 2003). Betroffene Individuen haben nicht nur mit ihren psychischen Symptomen zu kämpfen, sondern auch damit, dass sie häufig von ihrem sozialen Umfeld stereotypisiert, vorverurteilt, diskriminiert und stigmatisiert werden (Crisp, Gelder, Rix, Meltzer, & Rowlands, 2000; A. B. Fox, Earnshaw, Taverna, & Vogt, 2018; Bernice A. Pescosolido, Medina, Martin, & Long, 2013). Überall auf der Welt werden Menschen mit psychischen Störungen zu Opfern von Menschenrechtsverletzungen (Drew et al., 2011).

Kinder haben ein im Vergleich zu anderen Altersgruppen erhöhtes Risiko, psychische Störungen zu entwickeln (World Health Organization - Department of Mental Health and Substance Dependence, 2003). Mittel- und langfristig wird ein weiterer Anstieg der globalen Prävalenz psychischer Störungen erwartet (World Health Organization - Department of Mental Health and Substance Dependence, 2003). Wer von dieser erwarteten Entwicklung betroffen sein wird, sind die Kinder von heute. Sie sind es auch, die künftig Wege werden finden müssen, sozialpolitisch mit dieser Herausforderung umzugehen. Wie aus mehreren empirischen Studien hervorgeht, sind allerdings bereits unter Kindern negative Einstellungen gegenüber Personen mit psychischen Störungen verbreitet (Adler & Wahl, 1998; Corrigan et al., 2005; Corrigan & Watson, 2007; O. Wahl, 2002; Weiss, 1986).

Kinder werden heute in einer Lebenswelt sozialisiert, die umfassend mediatisiert ist (Süss, Lampert, & Trültzsch-Wijnen, 2018; Tillmann & Hugger, 2014; Vollbrecht, 2014). Sie suchen in Medien nach Orientierungshilfen (Fleischer, 2007; Fleischer & Grebe, 2014; Fleischer & Hajok, 2019), Anregungen zur Bewältigung ihrer jeweiligen Entwicklungsaufgaben (Greve & Thomsen, 2019; Robert J. Havighurst, 1956b; Robert James Havighurst, 1974) und Befriedigung ihrer emotionalen und sozialen Bedürfnisse (Süss, 2008). Das unter Kindern beliebteste Medium ist das Fernsehen (Feierabend, Plankenhorn, & Rathgeb, 2017; Feierabend, Rathgeb, Kheredmand, & Glöckler, 2021; Feierabend, Rathgeb, & Reutter, 2019). Diese Beliebtheit spiegelt sich unter anderem in seiner extensiven Nutzung wider (Feierabend et al., 2019; Feierabend et al., 2021; Feierabend, Plankenhorn, & Rathgeb, 2015b; Feierabend, Rathgeb, & Reutter, 2020).

Auf dem Fernsehmarkt schreitet ein Globalisierungsprozess voran, der dazu führt, dass Medienunternehmen in einem immer größeren Wettbewerb stehen (Wegener, 2016). Viele

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Fernsehanbieter*innen setzen auf Risikominimierung und strahlen aus diesem Grund bevorzugt solche Angebote aus, die sich zuvor bereits anderswo bewährt haben. Dieses Vorgehen führt zu einer globalen Homogenisierung der Medieninhalte, die auch das Kinderprogramm betrifft (Wegener, 2016).

Menschen eignen sich die theoretischen und praktischen Wissensinhalte an, die sie den Medien entnehmen. Medien stabilisieren bei ihren Nutzer*innen langfristig gewisse Grundmuster für ihre Wahrnehmung der Welt (Bilandzic & Busselle, 2012; Signorielli, Morgan, & Shanahan, 2019). Innerhalb von Mediensystemen wiederholen sich dem Kultivierungsansatz zufolge die immer gleichen Botschaften (Gerbner, Gross, Morgan, Signorelli, & Shanahan, 2002; Signorielli et al., 2019). Durch die kumulative und habitualisierte Medienexposition werden bei den Rezipient*innen nicht nur Einstellungen und Verhaltensweisen kultiviert, sondern unter anderem auch ihre Wahrnehmung verschiedener sozialer Gruppen (Bilandzic & Busselle, 2012; Signorielli et al., 2019).

Außerdem ist bekannt, dass Menschen nicht nur aus der direkten, persönlichen Erfahrung, sondern auch indirekt am Modell lernen können: Durch die Beobachtung anderer Menschen können sich Menschen nicht nur einzelne Verhaltensweisen, sondern auch langfristige Einstellungen, Werthaltungen, emotionale Reaktionstendenzen und allgemeine Verhaltensneigungen gegenüber Objekten, Orten und Personen aneignen. Modelle können auch medial vermittelt sein (Albert Bandura, 2001). Das Fernsehen bietet seinen Nutzer*innen eine große Vielfalt solcher potenzieller Verhaltensmodelle (Albert Bandura, 2001).

Zahlreiche empirische Studien und Metaanalysen belegen, dass psychische Störungen in Filmen und im Fernsehen tendenziell negativ getönt dargestellt werden und sich die Darstellungsform auf die Wahrnehmungen, Einstellungen und Verhaltensintentionen von Nutzer*innen auswirkt (Klin & Lemish, 2008; Pirkis, Blood, Francis, & McCallum, 2006; Stout, Villegas, & Jennings, 2004; Heather Stuart, 2006). Der Forschungsstand zur medialen Darstellung psychischer Störungen in Kindermedien ist weniger umfassend als jener, der auf Medien für ein erwachsenes Publikum fokussiert. Der Tenor bisheriger Inhaltsanalysen ist aber, dass psychische Störungen in Kinderfilmen häufig vorkommen und dass die Darstellung von betroffenen Figuren auch hier meist negativ getönt ist (Coverdale & Nairn, 2006; Lawson & Fouts, 2004; O. Wahl, 2003; O. Wahl, Wood, Zaveri, Drapalski, & Mann, 2003; Wilson, Nairn, Coverdale, & Panapa, 2000). In bisherigen inhaltsanalytischen Studien wurden jene Filmfiguren, welche von anderen Filmfiguren als „psychisch krank“, „verrückt“ oder dergleichen bezeichnet

werden, als Figuren mit psychischen Störungen klassifiziert (Coverdale & Nairn, 2006; Lawson & Fouts, 2004; O. Wahl et al., 2003; Wilson et al., 2000).

Die vorliegende inhaltsanalytische Masterarbeit widmet sich den folgenden Fragen:

1. Kommen in den 15 erfolgreichsten Kinderfilmen der zehn Jahre vor Beginn der Corona-Pandemie Figuren vor, die psychische Auffälligkeiten zeigen?
2. Wenn ja, welche psychischen Auffälligkeiten zeigen diese Figuren und mit welcher Häufigkeit?
3. Wie werden die psychisch auffälligen Figuren dargestellt?
4. Treten bezüglich all der vorangehenden Fragen Geschlechterunterschiede auf?

Die Feststellung des psychopathologischen Status der Filmfiguren erfolgt in der vorliegenden Arbeit anhand der tatsächlich evidenten Symptome mit Hilfe einer psychiatrischen Systematik (Oberreiter, 2017).

Theoretischer Hintergrund

Definitionen

In der *Internationalen Klassifikation psychischer Störungen*, abgekürzt aus dem Englischen auch *ICD-10* genannt, ist Folgendes über den Terminus der psychischen Störung zu lesen:

Der Begriff «Störung» (disorder) wird [...] verwendet, um den problematischen Gebrauch von Begriffen wie «Krankheit» oder «Erkrankung» weitgehend zu vermeiden.

«Störung» ist kein exakter Begriff. Seine Verwendung [...] soll einen klinisch erkennbaren Komplex von Symptomen oder Verhaltensauffälligkeiten anzeigen, die immer auf der individuellen und oft auch auf der Gruppen- oder sozialen Ebene mit Belastung oder Beeinträchtigung von Funktionen verbunden sind. (Dilling, Mombour, Schmidt, Schulte-Markwort, & Remschmidt, 2015, p. 26)

Zur Diagnose *psychischer Störungen* werden nicht nur jene Symptome herangezogen, die die Patientin oder der Patient selbst explizit schildert, sondern auch jene, die sich implizit aus dem Verhalten erkennen lassen (Oberreiter, 2017).

In der psychiatrischen Systematik hat sich die Unterteilung der «Gesamtleistung» eines Menschen in die Funktionen «*Noopsyche*» [Hervorhebung hinzugefügt] (Bewusstsein, Orientierung, Sensorium, Intelligenz, Gedächtnis, Denken) und «*Thymopsyche*» [Hervorhebung hinzugefügt] (Stimmung, Befindlichkeit, Affekt, Affizierbarkeit, Antrieb,

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Psychomotorik, Biorhythmus, Triebe, Vegetativum) als brauchbares Modell erwiesen, um verschiedene innere Zustände systematisch und kommunizierbar zu verwerten. (Oberreiter, 2017, p. 6)

Eine psychische Störung wird in der psychiatrischen Praxis dann diagnostiziert, wenn eine bestimmte Kombination einzelner Symptome oder Auffälligkeiten evident ist und ein Leidensdruck auf Seiten der Betroffenen und/oder ihres Umfeldes besteht. Die diagnostischen Leitlinien und klinischen Erscheinungsbilder aller psychischen Störungen werden in der aktuell gültigen *Internationalen Klassifikation psychischer Störungen* (Dilling et al., 2015) systematisiert. Ein alternatives Klassifikationssystem, das zwar nicht in Europa, aber in anderen Teilen der Welt sehr gebräuchlich und dem *ICD-10* sehr ähnlich ist, ist das *Diagnostische und statistische Manual psychischer Störungen DSM-5* (Falkai et al., 2018). Mit dem Begriff der *psychischen Auffälligkeit* werden im folgenden Text Symptome in den Bereichen der Noopsyche oder der Thymopsyche bezeichnet.

"Das *Stereotyp* [Hervorhebung hinzugefügt] [...] ist die kognitive [...] Reaktion im Hinblick auf eine Person oder Gruppe" (Appel, 2008, p. 316). "Nach Leyens, Yzerbyt und Schaderon (1994) werden Stereotype definiert als sozial geteilte Überzeugungen (»shared beliefs«) über Personenmerkmale (»traits«) und/oder Verhaltensweisen (»acts«) einer Gruppe" (Appel, 2008, p. 315). Diese simplifizierenden kognitiven Wissensstrukturen (Aydin & Fritsch, 2015) werden auf sämtliche Personen angewandt, von denen auf Basis äußerlicher Merkmale angenommen wird, dass sie der jeweiligen Gruppe zugehörig sind (Appel, 2008).

"*Vorurteile* [Hervorhebung hinzugefügt] sind emotionale Bewertungen, die sich in Gefühlen, Emotionen und Stimmungen im Hinblick auf eine Gruppe bzw. ein Mitglied der Gruppe manifestieren" (Appel, 2008, p. 316).

Laut dem Dorsch Lexikon der Psychologie ist "*Einstellung* [Hervorhebung hinzugefügt] [...] die seelische Haltung gegenüber einer Person, einer Idee oder Sache, verbunden mit einer Wertung oder einer Erwartung" (Hogrefe AG, 2021). Eagly, Alice H., Chaiken, Shelly (1993) zufolge handelt es sich bei Einstellungen um psychische Neigungen, die sich zeigen, indem man zu einem konkreten Objekt ein bestimmtes Maß an Ab- oder Zuneigung empfindet. Vorurteile sind also eine Form der Einstellung, bei der Stereotypen emotional zugestimmt wird (Aydin & Fritsch, 2015).

Diskriminierung ist "die konative (verhaltensmäßige) Reaktion im Hinblick auf eine Person oder Gruppe" (Appel, 2008, p. 316) und "[d]irekter Ausdruck eines Vorurteils bzw.

Konsequenz eines Stereotyps" (Appel, 2008, p. 317). Laut Duden hat das Wort „diskriminieren“ drei mögliche Bedeutungen:

"1) durch [unzutreffende] Äußerungen, Behauptungen in der Öffentlichkeit jemandes Ansehen, Ruf schaden; jemanden, etwas herabwürdigen[.]

2) (durch unterschiedliche Behandlung) benachteiligen, zurücksetzen; (durch Nähren von Vorurteilen) verächtlich machen [.]

3) unterscheiden" (Bibliographisches Institut GmbH, 2021b).

Dem Duden zufolge ist ein *Stigma* "etwas, wodurch etwas oder jemand deutlich sichtbar in einer bestimmten, meist negativen Weise gekennzeichnet ist und sich dadurch von anderem unterscheidet" (Bibliographisches Institut GmbH, 2021d). Der Begriff des Stigmas (altgriechisch „Brandmal“– früher verwendet zur öffentlichen Sichtbarmachung der Abnormität der gebrandmarkten Personen) steht in Verbindung mit Merkmalen, die von den Mitgliedern einer Gesellschaft kollektiv als Normabweichung konstruiert werden (Aydin & Fritsch, 2015; Jones, 1984; Bruce G. Link & Phelan, 2001). Träger*innen solcher Stigmata werden negative Einstellungen entgegengebracht, sie werden diskriminiert und sozial exkludiert (Aydin & Fritsch, 2015).

Nach R. Smith (2007) dienen *Stigmata* dem Funktionieren von sozialen Gruppen: Personen, welche die Gemeinschaft, bzw. genauer gesagt deren Ressourcen, Gesundheit, Sozialisation oder Fortbestehen bedrohen, werden als separate soziale Gruppe kenntlich gemacht und zum Zwecke der Sicherheit wird der gesamten Gemeinschaft kommuniziert, welche die stigmatisierten Merkmale sind und welche Gefahren von Merkmalsträger*innen ausgehen.

Die Forschungsliteratur spricht in Bezug auf *Stigmatisierung* von zwei unterschiedlichen Formen; der *öffentlichen Stigmatisierung*, bei der ein öffentlicher Konsens bezüglich der Stigmatisierten besteht; und der *Selbststigmatisierung*, bei der es zu einer selbstwertsenkenden Internalisierung dieser öffentlichen Stigmata kommt (Aydin & Fritsch, 2015; Corrigan, Rafacz, & Rüsch, 2011; Kowalski & Peipert, 2019; Kranke, Floersch, Kranke, & Munson, 2011). Manche Forscher*innen unterscheiden zusätzlich auch noch die von Institutionen ausgehende *strukturelle Stigmatisierung* (Bruce G. Link & Phelan, 2001) und die Stigmatisierung von Angehörigen Betroffener, auch „*stigma by association*“ (Pryor, Reeder, & Monroe, 2012) genannt (Röhm, Hastall, & Ritterfeld, 2019).

Der *Stigmatisierungsprozess* beschreibt den typischen Ablauf, wie Stigmata an die Mitglieder einer Gemeinschaft kommuniziert werden. Dieser Prozess umfasst die Definition eines

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

erkennbaren Merkmals zur Zuordnung von Personen in die stigmatisierte Gruppe, die Verantwortungszuschreibung an die Stigmatisierten (für ihre Zugehörigkeit zu dieser Gruppe), die (der Abgrenzung dienende) Benennung der stigmatisierten Gruppe; und Hinweise auf die vermeintliche Gefährdung der Gemeinschaft durch diese Gruppe (R. Smith, 2007). Bruce G. Link und Phelan (2001) zu Folge kommt es potenziell zu Stigmatisierungsprozessen, "wenn Aspekte von Benennung (Labeling), Vorverurteilung (Stereotyping), Abgrenzung (Seperation), Statusverlust (Status Loss) und Diskriminierung (Discrimination) zusammen in einer Machtkonstellation auftreten, die es erlaubt" (Röhm et al., 2019, p. 616).

Destigmatisierung bezeichnet das Gegenteil der Stigmatisierung. "In der Literatur zur Destigmatisierung von Menschen mit psychischen Störungen (z. B. Corrigan und Fong 2014) werden zumeist drei (nicht notwendigerweise medienbasierte) Interventionsansätze differenziert: Protest, Aufklärung und Kontakt" (Röhm et al., 2019, p. 619).

Fernsehen bezeichnet die Nutzung von audiovisuellen Inhalten via linearem analogem Rundfunk, linearem digitalem Rundfunk, nichtlinearen Angeboten in Videoportalen wie YouTube oder Online-Mediatheken von Rundfunkanbieter*innen oder online Live-Stream (Feierabend, Rathgeb, & Reutter, 2020). So ist Fernsehen ein "Überbegriff für audiovisuell angebotene Medien [...], die per Rundfunk oder aber auch Streamingdienste zugänglich sind" (Fleischer & Hajok, 2019, p. 197).

Das Cambridge Dictionary definiert *Filme* als Abfolgen von Bewegtbildern, die in der Regel in einem Kino oder im Fernsehen gezeigt werden und häufig eine Geschichte erzählen (Cambridge University Press, 2014). Im Folgenden sollen mit dem Begriff *Kinderfilme* solche Filme bezeichnet werden, die an ein Zielpublikum unter 14 Jahren adressiert sind.

Filmfiguren sind "wiedererkennbare fiktive Wesen mit einem Innenleben [...], die als kommunikativ konstruierte Artefakte existieren" (Eder, 2020, p. 708). Filmfiguren sind außerdem Medienfiguren. Rezipient*innen konstruieren ihre individuellen Modelle von Medienfiguren auf Basis der medial eingesetzten Stereotype und ihres Alltagswissens (Bilandzic & Busselle, 2008, 2012).

Kindliche Mediensozialisation

Die alltägliche Lebenswelt von Kindern ist von einer umfassenden *Mediatisierung* geprägt (Tillmann & Hugger, 2014), die jedoch aus historischer Sicht kein Novum darstellt (Fuhs, 2014). "Mediatisierung [...] meint die Ausrichtung des Handelns anderer gesellschaftlicher Akteure an den Gesetzmäßigkeiten und Aufmerksamkeitslogiken des Mediensystems" (Süss et al.,

2018, p. 2). In mediatisierten Gesellschaften stellt die Mediensozialisation einen unumgänglichen Bestandteil des Sozialisationsprozesses dar (Süss et al., 2018; Vollbrecht, 2014).

"Sozialisation ist die lebenslange Aneignung von und Auseinandersetzung mit den natürlichen Anlagen, [...] die für den Menschen die »innere Realität« bilden, und der sozialen und physikalischen Umwelt, die für den Menschen die »äußere Realität« bilden" (Bauer & Hurrelmann, 2021, pp. 15–16). Der Begriff der *Mediensozialisation* umschließt sämtliche Phänomene, in welchen Medien den kindlichen Entwicklungsprozess beeinflussen (Süss, 2008). Der Mediensozialisationsforschung liegen Theorien aus unterschiedlichen Disziplinen zu Grunde (Süss, 2008). Medien sind nur eine von mehreren Instanzen, die im Prozess der Sozialisation mitwirken – so üben auch Eltern, Peers, Geschwister, andere Bezugspersonen und Bildungseinrichtungen einen Einfluss aus (Fleischer & Hajok, 2019; Gottberg, 2014; Greve & Thomsen, 2019; Süss et al., 2018; Vollbrecht, 2014).

Bewältigung kindlicher Entwicklungsaufgaben mithilfe medialer Inputs

Eine zentrale Theorie, welche aus der Entwicklungspsychologie stammt, ist die von Robert J. Havighurst hervorgebrachte (1956a) und weiterentwickelte (1974) Theorie der *Entwicklungsaufgaben*.

Entwicklungsaufgaben kennzeichnen Probleme oder Herausforderungen, die sich dem Individuum zu einem Zeitpunkt oder zu einer Phase seines Lebens stellen. Sie treten über die gesamte Lebensspanne auf [...] und entstehen durch die biologische Entwicklung [...], gesellschaftliche Anforderungen und Erwartungen [...] oder individuelle Wünsche und Zielsetzungen. (Greve & Thomsen, 2019, p. 24)

"Durch soziale Entwicklungsaufgaben werden Menschen in vielerlei Hinsicht auf den soziokulturellen Kontext vorbereitet, in den sie hineingeboren wurden. Entwicklung ist [...] in vielerlei Hinsicht *Sozialisation*: die Einpassung der Einzelperson in die soziale Welt, in der sie lebt" (Greve & Thomsen, 2019, p. 61). Zu den Entwicklungsaufgaben, welche nach Oerter und Dreher (1998) im Alter zwischen sechs und zwölf Jahren zu bewältigen sind, zählen unter anderem folgende: die Herausbildung von Einstellungen und Haltungen gegenüber verschiedenen sozialen Gruppen und Einrichtungen; die Entwicklung von Gewissen, Wertmaßstäben und Wertvorstellungen; die Aneignung im Alltag benötigter Denkmuster; das Einnehmen einer positiven Einstellung sich selbst gegenüber; das Erlernen eines angemessenen sozialen Rollenverhaltens; und der Erwerb eines adäquaten Umgangs mit Gleichaltrigen.

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

"Kinder und Jugendliche suchen in den Medien gezielt nach Anregungen, um ihre Entwicklungsaufgaben zu bewältigen" (Fleischer & Hajok, 2019, p. 189). Medien können die Entwicklung sozialer Fertigkeiten anregen, indem sie zum Beispiel Kindern mit ähnlichen medialen Präferenzen einen Austausch über die geteilten Medienerfahrungen und -inhalte ermöglichen und so ein Gefühl der Verbundenheit erfahrbar machen (Süss, 2008). Sofern Kinder mediale Angebote nutzen, welche ihrem Alter angemessen sind, kann dies auch ihre kognitive Entwicklung fördern (Süss, 2008). Medien können in Kindern außerdem Reflexionsprozesse anstoßen, welche die Herausbildung eigener Moral- und Wertvorstellungen stimulieren (Süss, 2008). "Kinder gelten [dabei] als besonders beeinflussbar, weil es ihnen noch an Lebens- und Medienerfahrung fehlt, ihre Einstellungen und Lebensentwürfe noch nicht gefestigt sind und weil sie in besonderem Maße auf Autoritäten und übergeordnete sinnstiftende Agenturen angewiesen sind" (Fleischer & Hajok, 2019, p. 189).

Medien als Orientierungshilfen für Heranwachsende

Der Soziologie entstammt die Auffassung, Medien dienen Kindern und Jugendlichen heute als *Orientierungshilfe* in einer Zeit, in welcher einerseits die Handlungsoptionen und Freiheiten immer vielfältiger werden und andererseits die traditionellen Orientierungshilfen wie Religions- oder Parteizugehörigkeiten für viele kontinuierlich an Bedeutung verlieren (Fleischer & Grebe, 2014; Süss, 2008). Kinder bekommen "in Medieninhalten [...] Hinweise darauf, wie Menschen miteinander umgehen und was Menschen im Laufe ihres Lebens erleben. [...] Kinder handeln mit anderen Menschen, aber auch über einen inneren Dialog mit Medieninhalten aus, worum es im Leben geht, wo ihr Platz [...] in der Welt ist" (Fleischer & Grebe, 2014, p. 153). Außerdem prägen und modifizieren Medien das geschlechtsspezifische Selbstkonzept von Kindern sowie ihre geschlechtsspezifischen Rollenbilder und Einstellungen (Dogutas, 2021; Klein, 2019; Leaper & Farkas, 2015).

Ihre *Vorbilder* und Idole entnehmen Kinder heute vorwiegend den Medien (Fuhs, 2014; Paus-Haase, 1998). Die kindliche Suche nach Orientierung in den Medien erfolgt individuell auf Basis der jeweils aktuellen Entwicklungsaufgaben und kritischen Lebensereignisse, wobei letztere im Kontrast zu ersteren jene Ereignisse bezeichnen, welche ungeplant und/oder teilweise ungewollt eintreten – beispielsweise der Verlust einer Bezugsperson – und für welche keine mit Entwicklungsaufgaben vergleichbaren Normen gelten (Fleischer, 2007; Fleischer & Grebe, 2014; Theunert, Lenssen, & Schorb, 1995).

Mediennutzung zur Befriedigung kindlicher Bedürfnisse

Dem kommunikationswissenschaftlichen Nutzen-und-Belohnungsansatz zufolge nutzen Kinder und Jugendliche Medien, um verschiedene Bedürfnisse zu befriedigen, wie zum Beispiel um Gefühlen von Langeweile entgegenzuwirken, neue Dinge zu lernen, um sich mit Gleichaltrigen darüber austauschen zu können, etc. (Süss, 2008).

Kognitive Medienwirkungen

Zwei Theorien der Massenkommunikation – der *Kultivierungsansatz* und die *sozialkognitive Lerntheorie* – sind besonders hilfreich, um zu verstehen, wie die Medien als Sozialisationsinstanz wirken (Stout et al., 2004). Diese beiden Theorien ergänzen sich gegenseitig: Der Kultivierungsansatz beschreibt, wie die wiederkehrenden medialen Botschaften, die im Zuge wiederholter Medienrezeption durch Beobachtung erlernt werden, sich langfristig auf die Einstellungen und das Verhalten der Rezipient*innen auswirken (Stout et al., 2004).

Kultivierungsansatz nach Gerbner

Der Kultivierungsansatz ist eines der einflussreichsten (Morgan, Shanahan, & Signorielli, 2015), aber auch umstrittensten Paradigmen (Signorielli et al., 2019) der Kommunikationswissenschaft. Er unterscheidet sich von der traditionellen kommunikationswissenschaftlichen Wirkungsforschung dahingehend, dass sie sich nicht auf kurzfristige Prozesse der Veränderung, sondern auf solche der langfristigen Stabilisierung von Einstellungen und Verhaltensweisen konzentriert (Morgan & Shanahan, 1997; Signorielli et al., 2019). Nicht die unmittelbaren Auswirkungen einzelner Sendungen, Genres oder Details einzelner medialer Botschaften stehen im Fokus, sondern vielmehr wird das Fernsehen als ein System betrachtet, dem ganze Gemeinschaften über lange Zeiträume hinweg exponiert sind und innerhalb dessen sich bestimmte Darstellungen über die Grenzen einzelner Genres und Sendungen hinweg ständig wiederholen (Gerbner et al., 2002; Signorielli et al., 2019).

Grundhypothese des Kultivierungsansatzes. Die grundlegende Annahme des Kultivierungsansatzes ist, dass in den Medien soziale Dynamiken zum Ausdruck gebracht werden und ebendiese Dynamiken dadurch auch kultiviert werden (Morgan & Shanahan, 1997). Die kumulative, habitualisierte und freiwillige Medienexposition innerhalb dieses Systems stabilisiert bei den Mediennutzer*innen gewisse Grundmuster für ihre Wahrnehmung der Welt (Bilandzic & Busselle, 2012; Signorielli et al., 2019). Angewandt auf das dominante Medium ihrer Entstehungszeit lautet die Hypothese der Kultivierungsforschung, dass im Vergleich zu Wenigseher*innen jene Menschen, die viel fernsehen, die Welt mit größerer

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Wahrscheinlichkeit so wahrnehmen, wie diese im Rundfunk dargestellt wird (Gerbner, Gross, Morgan, & Signorielli, 1986; Signorielli et al., 2019).

Diverse Studien konnten belegen, dass sich das Ausmaß der Fernsehnutzung auf die Vorstellungen der Nutzer*innen von der Realität auswirken: Um ein Beispiel zu geben, sei der Forschungsbereich zum sogenannten „Mean World Syndrome“ erwähnt, welches besagt, dass Gewaltdarstellungen im Fernsehen nicht Nachahmung und Aggression auslösen, sondern Angst, Misstrauen und Verunsicherung (Gerbner et al., 1986; Gerbner et al., 2002; Gerbner, Gross, & Signorielli, 1980; Signorielli, 1990b).

Storytelling. Menschen leben in einer Welt, die vorwiegend durch den jahrhundertealten kulturellen Prozess des „*storytelling*“ konstruiert und erfahren wird (Signorielli et al., 2019). Das heißt, dass der Großteil des Wissens, über welches Menschen verfügen, nicht auf direkter persönlicher Erfahrung basiert, sondern auf Geschichten, die gehört und erzählt werden (Signorielli et al., 2019). Mit dem Aufkommen des Fernsehens wurde dieser Prozess in ein zentralisiertes, marktorientiertes, werbefinanziertes System transformiert, das omnipräsent ist und weder die Alphabetisierung noch die Mobilität seiner Adressat*innen erfordert (Gerbner et al., 1986; Gerbner et al., 2002; Morgan et al., 2015; Signorielli et al., 2019).

Kultivierungsansatz im 21. Jahrhundert. Obwohl seit den Anfängen des Kultivierungsansatzes zahlreiche neue Medien aufgekommen sind, die die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch nehmen und Fernsehen heute wesentlich selektiver möglich und nicht mehr nur linear und mittels immobilem TV-Gerät verfügbar ist, spielt das Massenmedium Fernsehen nach wie vor eine bedeutende Rolle: Es ist weiterhin die historisch wichtigste und meistgeteilte Quelle der Sozialisation und der täglichen Information, da es über die Grenzen von Geografie, Klasse, Alter und Bildungsniveau hinweg das größte und heterogenste Publikum erreicht (Gerbner et al., 1986; Morgan et al., 2015; Morgan & Shanahan, 1997; Signorielli et al., 2019). Auch wenn die Anzahl der verfügbaren technologischen Geräte und Plattformen maßgeblich gestiegen ist, divergieren die Inhalte, die durch neue Medien verbreitet werden, nicht notwendigerweise von jenen, die im linearen Rundfunk-Fernsehen ausgestrahlt werden – vielmehr werden die Botschaften des Rundfunks durch neue Medien verstärkt, da diese die Botschaften aufgreifen, weiterverwerten und somit sogar verstärken (Morgan et al., 2015; Signorielli et al., 2019).

Da auf dem Medienmarkt der Trend zur Konzentration zusehends fortschreitet, Medienmacher*innen eine relativ homogene Gruppe sind und großen Medienunternehmen gemein ist, dass sie danach trachten, jenes Publikum für sich zu gewinnen, welches die größten Profite

verspricht, neigen sie nicht nur zur Produktion wenig diverser Inhalte, sondern auch zur Risikominimierung mittels Verbreitung solcher Inhalte, deren Profitabilität bereits anderswo unter Beweis gestellt wurde (Signorielli et al., 2019).

Resonanz und Mainstreaming. Mit dem Begriff der *Resonanz* wird das Phänomen beschrieben, dass der Kultivierungseffekt durch direkte Erfahrung verstärkt werden kann, sofern Medienbotschaften und reale Erfahrungen inhaltlich übereinstimmen (Gerbner, 1998; Morgan, 1983; Signorielli et al., 2019).

Obgleich Kulturen aus einer Vielzahl von Strömungen bestehen, die sich hinsichtlich ihrer Stärke und Richtung unterscheiden, existiert nach dem Kultivierungsansatz stets ein dominanter, relativ stabiler Hauptstrang kultureller Überzeugungen, Werte und Praktiken (Gerbner et al., 1986; Gerbner, 1998; Gerbner et al., 2002; Signorielli et al., 2019). Dieser sogenannte *Mainstream* repräsentiert die innerhalb einer Gesellschaft verbreitetsten und meistgeteilten Ansichten und wird gemäß den Vertreter*innen des Kultivierungsansatzes primär durch intensive Fernsehnutzung kultiviert (Gerbner, 1998; Gerbner et al., 2002; Signorielli et al., 2019). Im Zuge des *Mainstreamings* werden Unterschiede im Denken und Verhalten, welche auf Faktoren wie politischen, kulturellen und sozialen Differenzen innerhalb einer Gesellschaft basieren, bei Personen mit hohem Fernsehkonsum abgeschwächt oder gänzlich eliminiert (Gerbner, 1998; Gerbner et al., 2002; Signorielli et al., 2019).

Kognitive Grundlagen von Kultivierungsprozessen. Als Reaktion auf die teilweise heftige Kritik am von Gerbner initiierten Cultural Indicators Project (Gerbner et al., 1986) in den 1970er und 80er Jahren (Doob & Macdonald, 1979; Hirsch, 1980, 1981; Hughes, 1980) wurde der Kultivierungsansatz unter anderem dahingehend weiterentwickelt, dass man sich nunmehr auch mit den kognitiven Prozessen befasste, welche der Kultivierung von Ansichten zugrunde liegen (Shanahan & Morgan, 1999; Signorielli et al., 2019).

Nach Shrum (1996, 1999, 2001, 2004), der an den Ansatz von Hawkins & Pingree (1981, 1982) anknüpfte, können sogenannte *Kultivierungsurteile erster und zweiter Ordnung* unterschieden werden. Kultivierungsurteile erster Ordnung – wie zum Beispiel Einschätzungen zur Häufigkeit und Wahrscheinlichkeit bestimmter Vorkommnisse – werden in der Regel extern durch Befragung veranlasst (Shrum & Lee, 2012). Sie werden zum Zeitpunkt der jeweiligen Befragung durch den Abruf relevanter Inhalte aus dem Gedächtnis getroffen und sind auch davon abhängig, inwieweit die Befragten dazu motiviert und in der Lage sind (Shrum, 2004; Shrum & Lee, 2012). Die abgerufenen Gedächtnisinhalte, von denen das jeweilige Urteil abhängt, müssen nicht zwingend Inhalte rezipierter Fernsehsendungen sein (Shrum & Lee, 2012).

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Eine intensivere Fernsehnutzung erhöht die *Zugänglichkeit* gewisser Gedächtnisinhalte, macht sie also im Moment der Urteilsfällung leichter zum Abruf verfügbar (Shrum, 1999; Shrum & Lee, 2012). Die Bedeutung dieser gesteigerten Zugänglichkeit erschließt sich daraus, dass Menschen bei Konfrontation mit schwierigen Fragen im Allgemeinen dazu neigen, eine heuristische Verarbeitung anzuwenden, also den Rückgriff auf mühelos verfügbare Informationen zu wählen (Shrum, 2001; Shrum & Lee, 2012). Kultivierungsurteile zweiter Ordnung – also zum Beispiel Einstellungen, Wertvorstellungen oder Überzeugungen – entstehen intern aus Eigenantrieb und unmittelbar während des Prozesses der Informationsverarbeitung in der Zeitspanne der Fernsehnutzung (Shrum, 2004; Shrum & Lee, 2012). Sie werden vom individuellen Level des *Involvements*, der *Aufmerksamkeit* und der sogenannten *Transportabilität* – also der Neigung, sich mittels konzentriertem kognitiven Fokus und intensiver emotionaler Beteiligung gleichsam immersiv in einem medialen Narrativ zu verlieren (Bilandzic & Busselle, 2008) – beeinflusst (Shrum, 2004; Shrum & Lee, 2012).

Sozialkognitive Lerntheorie nach Bandura

Menschen sind dazu in der Lage, nicht nur aus eigenen Erfahrungen zu lernen, sondern auch indirekt über *Modelle* ihr Wissen und ihre Fähigkeiten rasch zu erweitern (Albert Bandura, 2001; Schemer & Schäfer, 2019). Mittels Beobachtung von Verhaltensmodellen erlernen Menschen nicht nur einzelne Verhaltensweisen, sondern sie erwerben auch langfristige Einstellungen, Werthaltungen, emotionale Reaktionstendenzen und allgemeine Verhaltensneigungen gegenüber Objekten, Orten und Personen (Albert Bandura, 2001). Die Grundannahmen der Sozialkognitiven Lerntheorie nach Bandura lauten wie folgt: Individuen sind aktiv Handelnde, die sowohl selbst gemachte als auch beobachtete Erfahrungen anderer Individuen kognitiv repräsentieren, Zukünftiges mental antizipieren und ihr Verhalten an die jeweiligen Erwartungen anpassen (Albert Bandura, 2001; Karnowski, 2008).

Symbolische Lernprozesse. Bandura unterscheidet vier Unterfunktionen symbolischer Lernprozesse:

Aufmerksamkeitsprozesse bestimmen, welche Modellierungseinflüsse selektiv wahrgenommen werden (Albert Bandura, 2001; Albert Bandura & Kober, 1976; Albert Bandura, Verres, & Kober, 1979). Sie sind abhängig von den individuellen Voraussetzungen der Beobachtenden (z.B. Aufnahmefähigkeit, kognitive Voraussetzungen, Erregungslevel, Werthaltungen, etc.) und den Merkmalen des Modells bzw. der modellierten Handlungen (z.B. Auffälligkeit, funktionaler Wert, Zugänglichkeit, Komplexität, etc.) (Albert Bandura et al., 1979; Albert Bandura, 2001; Albert Bandura & Kober, 1976; Karnowski, 2008).

In *Prozessen der kognitiven Repräsentation* wird das wahrgenommene Verhalten des Modells symbolisch kodiert, aktiv kognitiv organisiert und im Gedächtnis behalten (Albert Bandura et al., 1979; Albert Bandura, 2001; Albert Bandura & Kober, 1976; Schemer & Schäfer, 2019). Wenn das modellierte Verhalten bereits bestehenden kognitiven Schemata ähnelt und die Lernenden dem Verhalten Bedeutung zumessen, gelingt der Wissenserwerb leichter (Albert Bandura & Kober, 1976). Übung und Wiederholung machen das Behalten des Erlernten wahrscheinlicher, und auch kognitive Fertigkeiten und Strukturen auf Seiten der Lernenden beeinflussen die Speicherung (Albert Bandura, 2001; Albert Bandura & Kober, 1976; Karnowski, 2008).

In *Prozessen der Verhaltensreproduktion* werden die zuvor symbolisch modellierten Verhaltensweisen praktisch umgesetzt (Albert Bandura et al., 1979; Albert Bandura, 2001; Albert Bandura & Kober, 1976) und dabei Selbstbeobachtungen und das Feedback anderer Personen berücksichtigt (Karnowski, 2008).

Motivationale Prozesse bestimmen, ob symbolisch modelliertes Verhalten in die Praxis umgesetzt wird – dabei werden direkte, stellvertretende und selbstgeschaffene Motivatoren unterschieden (Albert Bandura, 1971; Albert Bandura et al., 1979, 1979; Albert Bandura, 2001; Albert Bandura & Kober, 1976; Schemer & Schäfer, 2019). Abhängig davon, ob das jeweils beobachtete Verhalten positiv oder negativ bewertete Konsequenzen für das Modell nach sich zieht, werden damit unterschiedliche Erwartungen verknüpft, die bei der beobachtenden Person zukünftig entweder als Anreiz oder Abschreckung zur eigenen Umsetzung desselben Verhaltens wirken können (Albert Bandura, 1971, 2001).

Lernen am massenmedial vermittelten Modell. Der Großteil des Lernens über Werthaltungen, Verhaltensmuster, etc. erfolgt innerhalb des direkten sozialen Umfeldes, aber auch das *symbolische Umfeld* der Massenmedien spielt eine wichtige Rolle in der Vermittlung von Modellen (Albert Bandura, 2001). Medien können sowohl direkt als auch indirekt, also sozial vermittelt über Dritte, auf ihre Nutzer*innen wirken, und als Auslöser*innen oder Verstärker*innen von Verhaltensweisen agieren (Albert Bandura, 2001; Albert Bandura & Kober, 1976). Neue Ideen, Werte und Verhaltensmuster werden heute durch den globalisierten Medienmarkt schnell weltweit verbreitet (Albert Bandura, 2001, 2002a). Menschen suchen sich aus der Fülle der verfügbaren Modelle einige wenige primäre Vorbilder aus und schaffen relativ neuartige Verhaltensweisen, indem sie das von diesen Modellen Erlernte neu kombinieren (Albert Bandura et al., 1979; Albert Bandura & Kober, 1976). Je heterogener also die Modelle

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

sind, desto heterogener fallen auch die Verhaltensformen der sie Nachahmenden aus (Albert Bandura et al., 1979; Albert Bandura & Kober, 1976).

Bandura stellte in einer Reihe von Experimenten fest, dass sich auch Kinder Einstellungen, Verhaltensmuster und emotionale Reaktionsweisen aneignen, wenn sie Modellen exponiert werden – und zwar auch, wenn diese Modelle medial vermittelt werden, also z.B. mittels Film oder Zeichentrickfilm (A. Bandura, 1961, 1965; Albert Bandura, 1969; Albert Bandura & Olligschläger, 1979; A. Bandura, Ross, & Ross, 1963a, 1963b; Albert Bandura & Walthers, 1963). Kinder neigen eher zur *Nachahmung*, wenn eines oder mehrere der folgenden Attribute auf die Modelle zutrifft: Hoher Status, hohes Prestige, hohe Kompetenz, Erfolg und/oder Kontrolle über begehrten Ressourcen (Albert Bandura, Ross, & Ross, 1963). Wenn nur Verhaltensweisen, nicht aber die daraus entstehenden Konsequenzen, beobachtet werden, kommen die Eigenschaften der Modelle am stärksten zum Tragen, da diese von den Beobachtenden dazu verwendet werden, Rückschlüsse darauf zu ziehen, wie lohnend die Imitation wahrscheinlich ist (Albert Bandura & Kober, 1976). Banduras Proband*innen im Kindesalter ahmten aggressive Verhaltensweisen, die sie zuvor an Modellen beobachtet hatten, mit größerer Wahrscheinlichkeit nach, wenn die Modelle dafür belohnt worden waren (Albert Bandura et al., 1963; A. Bandura, 1965).

Medien können auf unterschiedliche Art und Weise darstellen, welche Konsequenzen von sozialen Normen abweichende Verhaltensweisen nach sich ziehen, und somit die Wahrnehmung sozialer Sanktionen beeinflussen (Albert Bandura, 2001). Normabweichendes Verhalten wird innerhalb von Gesellschaften mittels *sozialer Sanktionen* und *internalisierter Selbst-Sanktionen* reguliert (Albert Bandura, 1971; Albert Bandura et al., 1979; Albert Bandura, 2001). Nachdem moralische Reaktionen aber auf vielfältige Art und Weise von inhumanen Verhaltensweisen entkoppelt werden können, *hemmen* oder *enthemmen* Menschen ihre eigenen *Verhaltensimpulse* nicht immer entsprechend der sozialen Norm (Albert Bandura, 1999, 2001, 2002b, 2014). Wie stark Menschen sich selbst für destruktive Verhaltensweisen verurteilen und bestrafen, hängt unter anderem davon ab, wie sie diejenigen Menschen wahrnehmen, gegen welche sich ihr Verhalten richtet – werden die Opfer als Menschen betrachtet, so zieht das eher eine Selbstsanktionierung der Täter*innen nach sich als wenn den Opfern ihre menschlichen Qualitäten abgesprochen und ihnen stattdessen brachiale Eigenschaften oder brutale Verhaltensweisen zugeordnet werden (Albert Bandura, 2001). Mediale Darstellungen destruktiver Verhaltensweisen können enthemmend auf das Publikum wirken (Berkowitz & Geen, 1967; Donnerstein, 2014; Meyer, 1972), wobei die Bestrafungslust seitens der Medienkonsument*innen am stärksten ausfällt, wenn die Opfer beschuldigt und dehumanisiert werden, das

destruktive Verhalten moralisch gerechtfertigt wird, die Verantwortung für das mitleidlose Verhalten verdrängt wird und die Auswirkungen der Taten verharmlost werden (Albert Bandura, 2001).

Der Kultivierungseffekt als Resultat symbolischer Lernprozesse. Menschen handeln auf Basis ihrer Auffassung der sozialen Realität, welche wiederum durch jene stellvertretenden Erfahrungen beeinflusst ist, die sie im alltäglichen Kontakt mit dem omnipräsenten symbolischen Umfeld der Medien machen (Albert Bandura, 2001). Menschen überprüfen ihre bestehenden Vorstellungen und Einstellungen, indem sie diese mit medial vermittelten Inhalten abgleichen (Albert Bandura et al., 1979; Albert Bandura, 2001). Wenn weder die bereits vorhandenen Vorstellungen noch die medialen Darstellungen der Realität entsprechen, können kollektive Illusionen durch den Medienkonsum gefestigt werden (Albert Bandura et al., 1979; Albert Bandura, 2001).

Albert Bandura (2001) zitiert die Kultivierungsforscher*innen Gerbner (1972) sowie Gerbner, Gross, Morgan, und Signorielli (1981) und Hawkins und Pingree (1982) und stimmt mit diesen dahingehend überein, dass die durch das Fernsehen vermittelte Bilderwelt nicht nur ideologische Tendenzen innerhalb der Gesellschaft spiegelt, sondern bei intensiver Exposition auch den Eindruck kultiviert, dass der tatsächliche Zustand der Welt jenem der Fernsehwelt entspräche. Albert Bandura (2001) integriert seine sozial-kognitive Lerntheorie in die Kultivierungstheorie, indem er den Kultivierungseffekt als Ergebnis symbolischer Modellierung postuliert. Je öfter Menschen fernsehen, desto öfter biete sich ihnen auch die Gelegenheit, zu erlernen, welche Handlungsmuster und Handlungsabfolgen typischerweise in bestimmten sozialen Situationen geboten sind oder welche emotionalen Reaktionen welchen Situationen angemessen sind (Bilandzic & Busselle, 2012). Die so erlernten Muster könnten im Laufe der Zeit zu automatischen und habitualisierten Reaktionen werden (Bilandzic & Busselle, 2012).

Ein Beispiel für das Ineinandergreifen der sozialkognitiven Lerntheorie und des Kultivierungsansatzes liegt im Bereich der medialen Vermittlung von Geschlechterstereotypen: Nicht nur in Medieninhalten für Erwachsene, sondern auch in Kindermedien besteht die Tendenz zu einer überspitzten Geschlechterstereotypisierung (Bussey & Bandura, 1999; Courtney & Whipple, 1974; Dietz, 1998; Grau & Zotos, 2016; Martin, 2017; Rudloff, 2021; Taylor, 2003; S. K. Thompson, 1975). Kinder sind laufend medial vermittelten, geschlechtsspezifischen Verhaltensmodellen ausgesetzt (Bussey & Bandura, 1999). Die Vorstellungen von Kindern, die viel fernsehen, entsprechen eher stereotypen Geschlechterrollen als die Vorstellungen von Menschen, die kaum fernsehen (Ashby & Wittmaier, 1978; Bussey & Bandura, 1999; Golden

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

& Jacoby, 2018; Lauzen, Dozier, & Horan, 2008; O'Bryant & Corder-Bolz, 1978; Wille et al., 2018; Witt, 2000). Die wiederholte symbolische Modellierung egalitärer Rollenverteilungen führt bei Kindern zu einer Reduktion ihrer Geschlechterstereotype (Flerx, Fidler, & Rogers, 1976; Ochman, 1996; T. L. Thompson & Zerbinos, 1997).

Starke vs. schwache Medieneffekte

Die aus dem Kultivierungsansatz stammende Theorie des Mainstreamings ist Newton (2006) zufolge Ausdruck eines in den Sozialwissenschaften verbreiteten Meinungsklimas, das die Massenmedien als eine starke und/oder schädliche Kraft betrachtet. Die medienwissenschaftliche *Tradition der minimalen Effekte* (Lazarsfeld, 1968; McQuail, 1987; W. Miller, 1991) setzt besagtem Meinungsklima die These entgegen, dass die Massenmedien lediglich als Verstärker*innen wirken, da sowohl auf individueller als auch auf struktureller Ebene mehrere Faktoren Medieneffekte beschränken (Newton, 2006). Medienrezipient*innen wenden eine Vielzahl psychologischer Mechanismen zur Minimierung von Medieneffekten an: Sie selektieren und verzerren Medieninhalte, interpretieren sie falsch oder blenden sie ganz aus (Newton, 2006). Auf struktureller Ebene liefert ein wettbewerbsorientierter Medienmarkt den Mediennutzer*innen das, was sie bevorzugt konsumieren und nicht umgekehrt (Newton, 2006). Ebenso wird betont, dass Vorsicht bei Aussagen über die Auswirkungen der Medien auf die Gesellschaft geboten ist, da erstere einen integralen Bestandteil der letzteren darstellen und es sich deshalb schwer bis unmöglich gestaltet, die verflochtenen Ursache-Wirkungs-Beziehungen zwischen den beiden Bereichen analytisch zu entflechten (Newton, 2006).

Die Effekte von Medien auf Individuen fallen schwächer aus, wenn die Werthaltungen und Einstellungen der Rezipient*innen gefestigt sind, sie über persönliche Erfahrungen und/oder Wissen im jeweiligen Themenbereich verfügen, wenn das medial Thematisierte individuelle Interessen in Bezug auf Klasse, Ethnie, Religion, Alter, Geschlecht anspricht und wenn das Rezipierte inhaltlich in das individuelle Diskussionsnetzwerk passt (Newton, 2006). Anders gesagt ist die Wirkung von Medien auf Individuen dann am stärksten, wenn diese weder Interesse an noch Wissen über den Medieninhalt haben, und dieser nichts mit ihrer alltäglichen Lebens- und Wertewelt zu tun hat (Newton, 2006). Die Massenmedien liefern Anhänger*innen der Tradition der minimalen Effekte zufolge nur das Rohmaterial, das soziale Netzwerke in Form bringt (Newton, 2006).

Manche Vertreter*innen des Kultivierungsansatzes sind sich der Tatsache durchaus bewusst, dass es sich bei dem in Kultivierungsstudien gemessenen Kultivierungseffekt um keinen starken Effekt handelt. Eine statistische Meta-Analyse der Kultivierungsstudien aus zwei

Jahrzehnten ergab beispielsweise, dass die nachgewiesenen Kultivierungseffekte bei Verwendung des Pearson-Korrelationskoeffizienten im Durchschnitt eine Stärke von 0,10 aufwiesen (Shanahan & Morgan, 1999). Es wäre angesichts dieses schwachen Effektes übertrieben, eine Vormachtstellung des Fernsehens in der Ausgestaltung von Kulturen zu behaupten – die gegenteilige Behauptung, wonach das Fernsehen einen unwesentlichen Beitrag leiste, verkennt jedoch ebenfalls wichtige Erkenntnisse (Hawkins & Pingree, 1981; Morgan & Shanahan, 1997; Nitsch, 2019). Leichte, langsame, aber stetige Veränderungen können das kulturelle Klima langfristig auf subtile Weise tiefgreifend umwandeln, ohne je durch starke statistische Effekte oder auffällige Verhaltensveränderungen offenkundig zu werden (Morgan & Shanahan, 1997).

Auch Bandura war sich dessen bewusst, dass Menschen zu vielen Einflüssen ausgesetzt sind, als dass mittels vorab definierter Wirkpfade und Effektstärken konkrete Verhaltensweisen prognostiziert werden könnten und dass je nach Anzahl, Art und Ausprägung der mitwirkenden Determinanten der relative Beitrag eines bestimmten Faktors ganz unterschiedlich ausfallen kann (Albert Bandura, 2001). Dennoch ist die Rolle der Massenmedien in der symbolischen Vermittlung von Verhaltensmustern, Einstellungen und Werthaltungen nicht zu leugnen.

Empirie

Medienaneignung und Medienkompetenz im Verlauf der kindlichen Entwicklung

Da Kinder eine sehr heterogene Gruppe sind, ist es unmöglich, allgemeingültige Aussagen über ihre Medienrezeption zu machen. Ausgehend von den bekannten entwicklungspsychologischen Phasen im Kindesalter können aber jene Schritte skizziert werden, welche im Laufe der Entwicklung des kindlichen Medienverstehens gemacht werden (Wegener, 2014), wobei dieser Entwicklungsprozess vom jeweiligen Lernumfeld der Heranwachsenden maßgeblich beeinflusst wird (Nieding & Ohler, 2006).

Basale Medienbildung (Alter 0-3 Jahre)

Kinder unter drei Jahren kommen zunächst mit Medien in Kontakt, indem sie sich diese haptisch erschließen sowie das Medienhandeln der Menschen in ihrem Umfeld beobachten und imitieren (Fleischer & Hajok, 2019). Während sich Fähigkeiten wie das Wiedererkennen von Gegenständen, das Erkennen von Ähnlichkeiten, das Verstehen linearer Geschichten und die Erkenntnis, dass Dinge andere Dinge repräsentieren können, entwickeln, wächst das Interesse an Medien kontinuierlich, wobei Medieninhalte in dieser Altersstufe anfangs noch durch dritte Personen vermittelt werden müssen und erst langsam eigenständiger erschlossen werden können, sofern die dafür erforderlichen sprachlichen und kognitiven Kompetenzen ausreichend entwickelt sind (Fleischer & Hajok, 2019; Nieding & Ohler, 2008). Bezugspersonen

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

ermöglichen Kindern einen individuellen Zugang zur Medienwelt, indem sie Medieninhalte narrativ an die unmittelbare Erfahrungswelt des Kindes anknüpfen (Fleischer, 2014).

Wenn Kinder – in der Regel im Alter von ca. 18 Monaten (Kracke, 2014; Schweizer & Klein, 2008; Selman, 1984) – erlernt haben, sich selbst zu erkennen und von anderen Personen zu unterscheiden, ist die notwendige Basis für die Entwicklung von Empathie geschaffen. Ab dem dritten Lebensjahr ermöglicht die Sprache Kindern, auch jenseits ihres direkten sozialen Umfeldes Erfahrungen zu machen, wobei Medienfiguren zwar als real präsent erlebt werden, ihr Handeln aber nicht auf ihre eigene Lebenswelt angewandt wird (Fleischer & Hajok, 2019).

Elementare Medienbildung (Alter 3-6 Jahre)

Im Alter zwischen drei und sechs Jahren ist für den Großteil der Kinder das Fernsehen bereits ein Teil ihres Alltages und es erschließt sich ihnen, dass es sich bei Bildschirmen nicht um magische Fenster, sondern um eine Grenze zwischen realer und fiktionaler Welt handelt (Fleischer & Hajok, 2019). In dieser Altersstufe "beginnen [Kinder] zu verstehen, dass andere Menschen anders denken und fühlen, Dinge anders sehen als sie selbst und dass es Gefühle, Motive und Handlungen gibt, die sich ihrer unmittelbaren, subjektiven Gefühlswelt und Wahrnehmung entziehen (Tomasello 2002)" (Fleischer & Hajok, 2019, p. 193). Dadurch sind sie zunehmend in der Lage, die Intentionen hinter medial dargebotenen Handlungen und die Beziehungen zwischen medialen Figuren zu begreifen (Fleischer & Hajok, 2019).

Ab dem Alter vor fünf Jahren können Kinder reale Filmdarsteller von animierten Filmfiguren unterscheiden und simplen, linearen Geschichten folgen, sofern die Medieninhalte an solche Inhalte anknüpfen, die Kindern bereits vertraut sind – dennoch ist ihre Wahrnehmung von Medieninhalten weiterhin fragmentarisch (Fleischer & Hajok, 2019; Wegener, 2014). Das Erfassen und Verarbeiten von Zusammenhängen zwischen den einzelnen Ereignissen innerhalb einer Geschichte bereitet Kindern unter acht bis zehn Jahren Schwierigkeiten, da sie dazu neigen, rasch den Überblick über die Reihenfolge der Geschehnisse und die Beziehungen zwischen den Figuren innerhalb einer Handlung zu verlieren (Collins, 1973; Hawkins & Pingree, 1981; Leifer et al., 1971). Die kindliche Aufmerksamkeit liegt stets auf dem, was im jeweiligen Moment das größte subjektive Interesse weckt (Fleischer & Hajok, 2019; Wegener, 2014). Von besonderem Interesse für Kinder sind Hinweise darauf, welche Verhaltensweisen sozial akzeptiert sind und welche nicht, wie man Freundschaften lebt und seine soziale Position beeinflusst (Fleischer, 2014).

Zur Verarbeitung der medialen Inhalte benötigen Kinder weiterhin ihre Bezugspersonen (Fleischer & Hajok, 2019), denn ohne diese fällt es ihnen schwer, die Motive und Handlungen

medialer Akteur*innen zu verstehen und Rückschlüsse auf die Ursachen, Konsequenzen und Bedeutungen des beobachteten Mediengeschehens zu ziehen (Collins, Wellman, Keniston, & Westby, 1978; Hawkins & Pingree, 1981; Leifer & Roberts, 1972). Sofern Kinder Referenzen auf ihre eigene Lebenswelt erkennen, können intensive Reflexionsprozesse ausgelöst werden (Fleischer & Hajok, 2019; Rogge, 2005). Psychisch aufwühlenden Medieninhalten bzw. aufregenden Gestaltungsformen sind Kinder meist nicht gewachsen (Fleischer & Hajok, 2019).

Primäre Medienbildung (Alter 6-10 Jahre)

Kinder zwischen sechs und zehn Jahren treten in die Schule ein und stoßen dort auf neue Entwicklungsaufgaben und Verhaltensanforderungen, die sie unter anderem mit Hilfe von medialen Inhalten bewältigen (Fleischer & Hajok, 2019). Diese aktive Orientierungssuche wird auch durch Studien veranschaulicht. So zeigen beispielsweise prosoziale mediale Inhalte den stärksten Effekt bei Kindern, die in etwa sieben Jahre alt sind – danach wird die Wirkung mit zunehmendem Alter immer schwächer (Kracke, 2014). Kinder eignen sich die Medieninhalte in einem aktiven Prozess der Auseinandersetzung, der meist wesentlich länger andauert als der Rezeptionsprozess selbst, spielerisch so an, wie es ihren Bedürfnissen und Präferenzen entspricht, wobei Geschichten und Charaktere auch verändert werden (Fleischer & Hajok, 2019).

Im Zuge der schulischen Bildung erweitern Kinder ihre kognitiven Kompetenzen, was ihnen auch ein sinnerfassendes Medienverstehen ermöglicht (Fleischer & Hajok, 2019). Die Mediennutzung sowie die Verarbeitung der Inhalte erfolgt in dieser Altersstufe immer selbständiger und auch die Anzahl der genutzten Medien steigt, wobei komplexere Angebote wie Spielfilme sehr geschätzt werden (Fleischer & Hajok, 2019). Kinder müssen, um filmisch vermittelte Inhalte verstehen zu können, zuerst erlernen, nach welchen Prinzipien diese in der Regel strukturiert sind (Nieding & Ohler, 2008). Im Laufe der Entwicklung sind Kinder zu immer komplexerem Denken fähig, was sich auch auf ihr Filmverstehen auswirkt: So können Kinder im Alter von sieben Jahren einsehen, dass die Standpunkte von Filmfiguren interdependent sind und Kinder im Alter von zehn Jahren sind in der Lage, über Beziehungen zu reflektieren, Abstraktionen zu entschlüsseln und verschiedene Perspektiven zu übernehmen (Wegener, 2014). Eine Kompetenz, die Kindern in dieser Altersstufe jedoch noch fehlt, ist ohne Anleitung medial vermittelte Stereotype zu erkennen (Fleischer & Hajok, 2019).

Heteronom-expansive Medienbildung (Alter 10-14 Jahre)

Medien werden von Kindern und Jugendlichen zwischen zehn und vierzehn Jahren zur Auseinandersetzung mit der eigenen Identität und zum Ausdruck derselben genutzt (Fleischer & Hajok, 2019). Mit zunehmendem Alter wird die kindliche Mediennutzung immer autonomer

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

und immer komplexere Themen gewinnen an Relevanz (Fleischer & Hajok, 2019). Das Interesse an Angeboten, die an ein erwachsenes Publikum adressiert sind, wächst in dieser Altersgruppe (Fleischer & Hajok, 2019), aber gleichzeitig gelingt die sachgemäße Verarbeitung von aus Sicht des Gesetzgebers unangemessenen Medieninhalten tendenziell noch nicht (Hajok, 2014), und zwar unter anderem deshalb, weil Kinder dieser Altersstufe zwar grundsätzlich in der Lage sind, reale und fiktionale Inhalte auseinanderzuhalten, sie aber weiterhin Schwierigkeiten haben, dies auch in medialen Darstellungen zu tun, die beide Ebenen vermengen (Fleischer & Hajok, 2019).

Kindliche Film- und Fernsehnutzung

Aus der Forschung geht klar hervor, dass Kinder den Massenmedien extensiv ausgesetzt sind (O. Wahl, 2002). Aus der Vielfalt der heute im Leben von Kindern verfügbaren Medien stellt das Fernsehen nach wie vor das beliebteste dar – wie genau es genutzt wird, ist jedoch vom jeweiligen Familienalltag abhängig (Wegener, 2014). Frequenz, Umfang und Kontext der kindlichen Mediennutzung hängen mit den Voraussetzungen des jeweiligen sozialen Umfelds zusammen, wobei die Verfügbarkeit alternativer Beschäftigungsformen eine besondere Rolle spielt (Fleischer & Hajok, 2019). In finanziell unterprivilegierten Familien wird sowohl von Eltern als auch von ihren Kindern mehr ferngesehen als in privilegierteren Familien (Kutscher, 2014). Obwohl es seit Jahrzehnten insgesamt einen leichten Trend zu einem Anstieg der durchschnittlichen Dauer der Mediennutzung gibt, ist die durchschnittliche Dauer der Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen im Zeitverlauf relativ beständig geblieben (Süss, 2008). Im Folgenden soll das kindliche Mediennutzungsverhalten anhand der Daten skizziert werden, die bereits seit 1998 vom Medienpädagogischen Forschungsverbund Südwest zu diesem Thema erhoben werden (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest [mpfs]). Aufgrund der sowohl sprachlichen als auch kulturellen und geografischen Nähe wird im Weiteren davon ausgegangen, dass die Trends, die sich im Rahmen dieser Erhebung in Deutschland zeigen, zumindest in Ansätzen auch in Österreich und anderen westlichen Gesellschaften ähnlich evident würden, sofern dort eine vergleichbare Erhebung durchgeführt würde.

Kinder vor dem Teenageralter

Die letzte sogenannte mini-KIM Studie (Feierabend et al., 2015b) aus Deutschland zeigte, dass das Fernsehen bereits in der Altersgruppe der 2- bis 5-Jährigen eine wichtige Rolle spielt, wobei die Nutzungsfrequenz mit zunehmendem Alter ansteigt. Fernsehen stellt seit Jahren unverändert die häufigste und eine der beliebtesten Freizeitbeschäftigungen in der Altersgruppe der 6- bis 13-Jährigen dar (Feierabend et al., 2017; Feierabend et al., 2019; Feierabend et al., 2021).

Bei der Nutzung von Bewegtbild liegt bei den Kindern das Fernsehgerät mit Abstand an erster Stelle (mind. einmal pro Woche: 96 %). Für ein Drittel ist beim Sehen von Sendungen, Serien, Filmen und Videos das Smartphone relevant, ein Viertel nutzt hierfür den PC oder Laptop und jedes achte Kind sieht Bewegtbild mindestens wöchentlich am Tablet an. Während das Fernsehgerät bei allen Altersgruppen gleichermaßen an erster Stelle steht, werden zur Bewegtbildnutzung mit zunehmendem Alter der Kinder Computer und mobile Endgeräte relevant. (Feierabend et al., 2021, pp. 42–43)

Der Anteil der Kinder zwischen sechs und dreizehn Jahren, die in Deutschland täglich einen Teil ihrer Freizeit mit linearem Fernsehen verbringen, liegt seit Jahren relativ konstant bei 75% (Feierabend et al., 2017; Feierabend et al., 2019; Feierabend et al., 2021; Feierabend, Karg, & Rathgeb, 2013; Feierabend, Plankenhorn, & Rathgeb, 2015a; mpfs). Durchschnittlich sehen 23% aller 6- bis 13-Jährigen in Deutschland täglich und 39% ein- bis mehrmals wöchentlich Videos oder Filme im Internet an (Feierabend et al., 2021). 34% der 6- bis 7-Jährigen, 60% der 8- bis 9-Jährigen, 88% der 10- bis 11-Jährigen und 97% der 12- bis 13-Jährigen in Deutschland nutzen das Internet (unter anderem zum Ansehen von Filmen), wobei die Nutzungsfrequenz ebenso wie die Nutzungszeit mit dem Alter ansteigen (Feierabend et al., 2021; Feierabend, Rathgeb, & Reutter, 2020). 44 Prozent aller deutschen Haushalte, in denen Kinder wohnen, besitzen ein Abo eines Streamingdienstes (Feierabend et al., 2021; mpfs). 87% der 6- bis 13-jährigen Deutschen schauen mindestens einmal pro Woche lineares Fernsehen, 23% Netflix, 17% Disney+ und 10% Amazon Prime Video (Feierabend et al., 2021).

Teenager

Trotz der großen Bandbreite von Geräten, die Jugendlichen zu Verfügung stehen, und des Trends zur vermehrten Nutzung mobiler Endgeräte, ist das Fernsehgerät auch unter Jugendlichen weiterhin das meistgenutzte Endgerät zur Bewegtbild-Nutzung in Deutschland (Feierabend, Rathgeb, Kheredmand, & Glöckler, 2020; Feierabend, Rathgeb, & Reutter, 2018, 2020). In der Gruppe der 12- bis 19-Jährigen in Deutschland nutzen jedoch 87 % auch mehrmals wöchentlich Video-Streaming-Dienste zum Ansehen von Filmen, Serien, Sendungen, Videos und Clips, wobei Netflix, YouTube und Amazon Prime in absteigender Reihenfolge die meistgenutzten Plattformen unter einer immer größer werdenden Bandbreite von Anbieter*innen sind (Feierabend, Rathgeb, Kheredmand, & Glöckler, 2020). Eine aktuelle Umfrage unter Österreicher*innen im Alter zwischen 11 und 17 Jahren ergab, dass 74 % Netflix, 58 % Amazon Prime und 21 % Disney+ nutzen (Österreichisches Institut für angewandte Telekommunikation [ÖIAT]).

Trends auf dem Fernsehmarkt

"Der Markt der Bewegtbildanbieter im Internet hat sich in den letzten Jahren dynamisch entwickelt und weiter ausdifferenziert – ein Ende der Entwicklung ist derzeit nicht abzusehen" (Feierabend, Rathgeb, & Reutter, 2020, p. 37). Der Fernsehmarkt wird durch vier zentrale Trends geprägt, welche auch den Markt für Kinder- und Jugendfernsehen betreffen: Die Segmentierung des Marktes hat zur Folge, dass sich das Publikum der Heranwachsenden heute sehr heterogen darstellt (Wegener, 2016). Aufgrund der fortschreitenden Globalisierung stehen insbesondere private Fernsehanbieter im Wettbewerb miteinander, was zu einer Vereinheitlichung des Kinderprogrammes führt, da vermehrt auf Risikominimierung durch Ausstrahlung von anderswo bereits bewährten Sendungen gesetzt wird (Wegener, 2016). Die zunehmende Medienkonvergenz macht auch kindliche Medienwelten komplexer, indem Medienangebote auf immer mehr medialen Plattformen publiziert werden, und durch vermehrte interaktive Medienangebote gestalten sich kindliche Medienwelten heute partizipativer (Wegener, 2016).

Psychische Störungen

Globale Prävalenz

Die an der Prävalenz gemessen weltweit häufigsten psychischen Störungen sind in absteigender Reihenfolge die Angststörungen, die depressiven Störungen, der Substanzmissbrauch und die Dysthymie (Global Burden of Disease Collaborative Network, 2020; James et al., 2018). Im Jahr 2019, als in etwa 7,67 Milliarden Menschen auf der Erde lebten (World Bank Group, 2021), waren weltweit 1,13 Milliarden Menschen von psychischen Störungen betroffen – 51 % davon Männer und 49 % Frauen (Institute for Health Metrics und Evaluation [IHME]; IHME). Insgesamt waren also weltweit mehr Männer als Frauen von psychischen Störungen betroffen. Unterteilt man jedoch die psychischen Störungen in Substanzkonsumstörungen einerseits und andere psychische Störungen andererseits, so zeigt sich folgendes Bild: von den weltweit 161 Millionen Menschen mit Substanzkonsumstörungen waren 2019 71 % männlich und 29 % weiblich (IHME). Von den weltweit 970 Millionen Menschen mit anderen psychischen Störungen waren 52 % weiblich und 48 % männlich.

Psychische Störungen verursachen seit beinahe drei Jahrzehnten in allen Regionen der Welt konstant mehr als 10% der altersstandardisierten YLDs (= Years Lived with Disability = Lebensjahre mit Behinderung) (James et al., 2018). Unter den führenden 20 Ursachen für YLDs lagen im Jahr 2017 bei Männern fünf und bei Frauen drei Kategorien von psychischen Störungen (James et al., 2018). In besagtem Jahr machten bei Frauen depressive Störungen global die dritthäufigste Ursache von YLDs aus (James et al., 2018). Angststörungen waren die

achthäufigste Ursache von YLDs und Drogenkonsumstörungen nahmen bei Frauen Rang 18 ein. Bei Männern waren im gleichen Jahr depressive Störungen die fünfhäufigste Ursache von YLDs; Drogenkonsumstörungen nahmen Rang 7 ein, Angststörungen Rang 13, Alkoholkonsumstörungen Rang 17 und andere psychische Störungen Rang 18 (James et al., 2018).

Im Jahr 2015 verabschiedeten die Vereinten Nationen die 17 *nachhaltigen Entwicklungsziele*, die bis 2030 erreicht werden sollten (Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten, 2021). Das nachhaltige Entwicklungsziel Nummer 3 ist die *Sicherstellung eines gesunden Lebens und Förderung des Wohlbefindens für alle Menschen auf allen Altersstufen*, wobei ein Teilziel in der *Förderung der psychischen Gesundheit und des seelischen Wohlbefindens* besteht (United Nations). Es wird erwartet, dass die globale Krankheitslast durch psychische Störungen, die sich bereits jetzt durch alle Altersgruppen zieht (James et al., 2018), weiter deutlich ansteigen wird (World Health Organization - Department of Mental Health and Substance Dependence, 2003). Dennoch wird der psychischen Gesundheit in den meisten Teilen der Welt bei weitem nicht die gleiche Bedeutung beigemessen wie der körperlichen Gesundheit, obwohl weithin bekannt ist, dass beide eng miteinander verflochten sind und sich auf das Wohlergehen ganzer Gesellschaften auswirken (World Health Organization - Department of Mental Health and Substance Dependence, 2003).

Keine Gruppe ist immun gegen psychische Störungen, aber das Risiko zu erkranken ist unter anderem bei Kindern und Jugendlichen erhöht (World Health Organization - Department of Mental Health and Substance Dependence, 2003). Psychische Störungen stellen nicht nur für die betroffenen Individuen, sondern auch für deren Familien und die gesamte Gesellschaft eine emotionale und finanzielle Belastung dar (Global Burden of Disease Collaborative Network, 2020; World Health Organization - Department of Mental Health and Substance Dependence, 2003). Die wirtschaftlichen Auswirkungen psychischer Störungen betreffen neben dem persönlichen Lebensbereich auch den Beitrag der Betroffenen zur Volkswirtschaft sowie die Inanspruchnahme von Behandlungs- und Unterstützungsleistungen (World Health Organization - Department of Mental Health and Substance Dependence, 2003). Psychische Störungen verursachen hohe volkswirtschaftliche Kosten, sowohl in Form von Ausgaben als auch in Form von Produktivitätsverlusten (Eaton et al., 2008; World Health Organization - Department of Mental Health and Substance Dependence, 2003).

Gewalttätigkeit von Menschen mit psychischen Störungen

Manche psychischen Störungen stehen in Verbindung mit Symptomen, die für das jeweilige soziale Umfeld der Betroffenen eine Herausforderung darstellen. Die Liste in *Anhang*

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

A soll das Spektrum potenziell problematischer Verhaltensweisen skizzieren. Eine Studie von Ghossoub, Cherro, Akil, und Gharzeddine (2021) zeigte, dass Menschen mit psychischen Störungen alle Subtypen von Aggression mit höherer Wahrscheinlichkeit verüben als Menschen ohne solche Störungen. Van Dorn, Volavka, und Johnson (2012) nahmen an ihrem Datenmaterial sowohl bivariate als auch multivariate Analysen vor und stellten in beiden fest, dass Personen mit schweren psychischen Störungen unabhängig von ihrem Substanzmissbrauchsstatus deutlich häufiger gewalttätig waren als Personen ohne psychische Störungen oder Substanzmissbrauch. Das höchste Gewaltrisiko konnte bei Personen mit komorbiden psychischen Störungen und Substanzkonsumstörungen festgestellt werden (van Dorn et al., 2012). Eine Metaanalyse von Gottfried und Christopher (2017) ergab, dass psychische Störungen bei inhaftierten Personen unabhängig von Alter, Geschlecht und Art der Einrichtung, in der sie inhaftiert sind, wesentlich häufiger auftreten als in der Allgemeinbevölkerung. Sowohl unter jugendlichen als auch unter erwachsenen Inhaftierten sind im Vergleich zur Allgemeinbevölkerung hohe Raten von Drogenkonsum und Abhängigkeitserkrankungen unabhängig vom Geschlecht die Regel (Gottfried & Christopher, 2017). Auch die Prävalenz von Posttraumatischen Belastungsstörungen liegt unter Inhaftierten weit über den in der Allgemeinbevölkerung üblichen Werten. Die Prävalenzraten anderer psychischer Störungen, einschließlich Stimmungsstörungen und Angstzuständen, folgen einem ähnlichen Muster (Gottfried & Christopher, 2017).

Die psychische Störung, die im Zentrum des Diskurses um die Gefährlichkeit und Gewalttätigkeit von Menschen mit psychischen Störungen steht, ist die Schizophrenie. Eine Metaanalyse von Walsh, Buchanan, und Fahy (2002) bestätigte einen schwachen Zusammenhang zwischen Gewalttätigkeit und Schizophrenie. Bei Menschen, die an Schizophrenie leiden, erhöht ein begleitender Substanzmissbrauch das Risiko, gewalttätig zu werden, erheblich (Walsh et al., 2002). Auch Volavka (2013) nahm eine Metaanalyse vor, die bei Schizophrenie und bipolarer Störung ein signifikant erhöhtes Gewaltrisiko im Vergleich zur Allgemeinbevölkerung feststellte. Der Anteil der Gewaltdelikte, der auf Schizophrenie zurückzuführen ist, an der Summe aller Gewaltdelikte, liegt aber konstant unter 10 % (Walsh et al., 2002). Laut Volavka (2013) gebe es Hinweise darauf, dass das Gewaltrisiko bei bipolaren Störungen – das hauptsächlich während der manischen Phasen auftritt – höher sei als jenes bei Schizophrenie. Bei beiden Störungen erhöht eine komorbide Substanzkonsumstörung das Gewaltrisiko maßgeblich (Volavka, 2013).

Die Prävalenz der Schizophrenie ist im Vergleich zu jener anderer psychischer Störungen relativ gering: Im Jahr 2017, als die Anzahl der auf der Erde lebenden Menschen auf 7,5 Milliarden geschätzt wurde (World Bank Group, 2021), litten weltweit in etwa 20 Millionen

Menschen an Schizophrenie, während 264 Millionen Menschen an depressiven Störungen und 284 Millionen Menschen an Angststörungen litten (James et al., 2018). Insgesamt ist die Wahrscheinlichkeit, dass Menschen mit psychischen Störungen selbstgerichtete Aggressionen ausüben, für Menschen mit leichten bis mittelschweren psychischen Störungen 1,7-mal und für Menschen mit schweren psychischen Erkrankungen dreimal höher als die Wahrscheinlichkeit, dass sie ihre Aggression gegen andere Personen richten (Ghossoub et al., 2021).

Zwischen 1990 und 2010 war in Österreich ein "rasanter Anstieg der Prävalenz psychisch kranker Straftäter[*innen] zu verzeichnen, die nach im Zustand der Zurechnungsunfähigkeit begangenen Delikten zur Behandlung in die Maßnahme nach § 21 Abs. 1 StGB eingewiesen wurden. [...] Dabei handelt[e] es sich [im Jahr 2010] in nahezu 75 % der Fälle um Patient[*inn]en mit Schizophrenie" (Stompe T & Schanda H, 2010, p. 30). Während sich bis 1990 noch jährlich in etwa 100 Insaß*innen im österreichischen Maßnahmenvollzug befanden, so lag die Anzahl der Insaß*innen, die nach § 21 Abs. 1 StGB im österreichischen Maßnahmenvollzug untergebracht waren, im Jänner 2021 bereits bei 710 Personen (Bundesministerium für Justiz; Stompe T & Schanda H, 2010). "Während die Zahl der Einweisungen aufgrund schwerer und schwerster Delikte wie Körperverletzung und Tötungsdelikten, aber auch von Eigentums- und Sexualdelikten sowie Brandstiftung von 1990–2007 relativ stabil blieb, stieg die Inzidenz der Einweisungen wegen gefährlicher Drohung und Nötigung kontinuierlich an" (Stompe T & Schanda H, 2010, p. 32). Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, an dieser Stelle näher auf Hypothesen zur Erklärung dieser Entwicklungen einzugehen, aber es sei diesbezüglich auf den Beitrag von Stompe T und Schanda H (2010) verwiesen.

Ein in der forensischen Praxis wichtiges Instrument zur Prognose des Risikos, dass Menschen mit psychischen Störungen gewalttätig werden, ist das sogenannte HCR-20, kurz für Historical, Clinical und Risk Variables (Douglas et al., 2014; Löschl, 2017). Wie bereits sein Name verrät, bezieht das Instrument drei Arten von Variablen mit ein: historische (also biografische), klinische und Risikovariablen. Dass die Berücksichtigung zusätzlicher Variablen abseits der psychiatrischen Diagnose zur Beurteilung der potenziellen Gefährlichkeit von Personen mit psychischen Störungen angemessen ist, belegen mehrere Studien: Van Dorn et al. (2012) zeigten, dass auch weitere Faktoren wie Erfahrungen von Missbrauch und Vernachlässigung in der Kindheit, antisoziales Verhalten im familiären Umfeld, übermäßiger Alkoholkonsum und belastende Lebensereignisse mit der Gewalttätigkeit von Menschen mit psychischen Störungen in Verbindung gebracht werden konnten.

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Auch Elbogen und Johnson (2009) führten an ihrem Datenmaterial aus den USA sowohl bivariate als auch multivariate Analysen durch. Erstere zeigten, dass zwar die Häufigkeit von Gewalttaten bei Personen mit schweren psychischen Erkrankungen höher als in der Allgemeinbevölkerung ist, dass aber nur bei Personen mit psychischen Störungen und gleichzeitigem Substanzmissbrauch und/oder Substanzabhängigkeit die Häufigkeit von Gewalttaten signifikant erhöht ist. Die multivariaten Analysen ergaben, dass mit dem Faktor der schweren psychischen Störung allein künftige Gewalttaten nicht vorhergesagt werden können. Die Wahrscheinlichkeit, künftig gewalttätig zu werden, hängt vielmehr mit zahlreichen zusätzlichen Faktoren zusammen: biografischen Faktoren (frühere Gewalttaten, Jugendarrest, körperliche Misshandlung, elterliche Verhaftungen), klinischen Faktoren (Substanzmissbrauch, wahrgenommene Bedrohungen), dispositionellen Faktoren (Alter, Geschlecht, Einkommen) und kontextuellen Faktoren (kürzliche Scheidung, Arbeitslosigkeit, Viktimisierung) (Elbogen & Johnson, 2009). Die meisten der genannten Faktoren wurden häufiger von Personen mit schweren psychischen Störungen angegeben (Elbogen & Johnson, 2009). Diese Resultate zeigen, dass auch andere Variablen herangezogen werden müssen, um den Zusammenhang zwischen gewalttätigen Handlungen und psychischen Störungen zu verstehen (Elbogen & Johnson, 2009). Sie stellen die weit verbreitete Auffassung in Frage, wonach psychische Erkrankungen eine der Hauptursachen für Gewalt in der Allgemeinbevölkerung seien (Elbogen & Johnson, 2009).

Sozialer Umgang mit psychischen Störungen

Stereotype und Vorurteile

Stereotype und Einstellungen von Erwachsenen. Dass negative Zuschreibungsprozesse in Bezug auf psychische Störungen existieren, belegen zahlreiche Studien (Rüsch, Angermeyer, & Corrigan, 2005). Große Teile der Weltbevölkerung haben voreingenommene und feindselige Einstellungen gegenüber Betroffenen und den sie Behandelnden (Ebsworth & Foster, 2017; A. B. Fox et al., 2018; Anthony F. Jorm, 2012; Bernice A. Pescosolido et al., 2013). Weit verbreitet sind zum Beispiel Vorstellungen, nach denen Menschen mit psychischen Störungen gefährlich, intelligenzgemindert, faul, antriebslos, kommunikationsgestört oder entwicklungsverzögert seien, oder sich vor beruflichen Verpflichtungen drücken wollten (Arboleda-Flórez, 2003; Crisp et al., 2000).

Negative Einstellungen gegenüber Personen mit psychischen Störungen können verschiedene Ursachen haben, wie beispielsweise Verhaltensweisen von Personen mit psychischen Störungen, Etikettierungen, Zuschreibungen und mangelnder persönlicher Kontakt (Corrigan, 2000; Corrigan & Penn, 1999; B. G. Link, Phelan, Bresnahan, Stueve, & Pescosolido, 1999;

Stout et al., 2004). Die Anzahl der Kontaktarten mit Menschen mit psychischen Störungen ist über die soziodemografischen Kategorien Alter, Geschlecht und Bildung hinweg mit einem geringeren Angstniveau verbunden (Bruce G. Link & Cullen, 1986). Auch bei Jugendlichen konnte nachgewiesen werden, dass der persönliche Kontakt mit Betroffenen mit positiveren Einstellungen gegenüber diesen in Verbindung steht (Chisholm et al., 2016; Dolphin & Hennessy, 2016a, 2016b; Watson, Miller, & Lyons, 2005). Informationsquellen über Menschen mit psychischen Störungen sind deren Verwandtschaft oder Freundeskreis (A. F. Jorm, 2000; Sayce, 2000). In Ermangelung realer Erfahrungen mit persönlich Betroffenen oder Angehörigen von Betroffenen können Menschen auf mediale Darstellungen zurückgreifen, um sich eine Einstellung zu dem Thema zu bilden (Bruce G. Link & Cullen, 1986; Stout et al., 2004).

Eine besondere Rolle in der Entstehung negativer Einstellungen spielen außerdem Fehlinformationen, vor allem in Bezug auf den Zusammenhang zwischen psychischen Störungen und Gewalttätigkeit (B. G. Link et al., 1999). Die Öffentlichkeit überschätzt nicht nur die Stärke des Zusammenhangs zwischen psychischen Störungen und Gewalt, sondern auch die Gefahr, welcher sie durch diese Patient*innengruppe ausgeliefert ist (Heather Stuart, 2003b). Eine Metaanalyse von Studien aus Europa, den USA und Ozeanien durch Schomerus et al. (2012) zeigte, dass sich der beständige Trend in Richtung einer allgemeinen Sensibilisierung für Themen der psychischen Gesundheit nicht in eine positive Tendenz bezüglich der Einstellung der Allgemeinbevölkerung gegenüber Betroffenen übersetzt hat. Die Forscher*innen leiteten daraus ab, dass das zunehmende öffentliche Verständnis der biologischen Hintergründe psychischer Störungen zwar zu einer erhöhten Akzeptanz professioneller Behandlungsmethoden, nicht aber zu einer wachsenden sozialen Akzeptanz Betroffener führt (Schomerus et al., 2012).

Stereotype und Einstellungen von Kindern und Jugendlichen. Mehrere Studien konnten feststellen, dass auch Kinder gegenüber Personen mit psychischen Störungen negativere Einstellungen haben als dies anderen Menschengruppen gegenüber der Fall ist (Corrigan et al., 2005; O. Wahl, 2002). Wie aus Otto Wahls Übersichtsartikel aus dem Jahr 2002 hervorgeht, legen die Forschungsergebnisse mehrerer Studien aus dem Zeitraum von 1980 bis 2002 nahe, dass bereits sehr junge Kinder ein klares Wissen darüber haben, was psychische Störung ist und dass ihr Verständnis davon mit zunehmendem Alter differenzierter wird (O. Wahl, 2002). Außerdem wurde nachgewiesen, dass kleine Kinder zwar noch kein klar ausdifferenziertes Wissen über psychische Störungen und deren Symptome haben; dass sie aber sehr wohl bereits Einstellungen erworben haben, wonach sie psychische Störungen für weniger wünschenswert als physische Erkrankungen halten (O. F. Wahl, 2003).

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Die Ergebnisse einer explorativen Studie von C. Fox, Buchanan-Barrow, und Barrett (2008) deuten darauf hin, dass Kinder mit zunehmendem Alter ein immer differenzierteres Verständnis bezüglich der Ursachen, der Folgen, der Heilbarkeit und des Verlaufs psychischer Störungen entwickeln. Claudine Fox (2020) präsentierte 120 Kindern zwischen 6 und 11 Jahren zuerst Vignetten, welche Personen mit psychiatrischen Diagnosen beschrieben. Im Anschluss führte sie Interviews mit den Kindern durch. Im Interview wurde erhoben, welche Einstellungen die Kinder gegenüber den beschriebenen Personen hatten. Genauer gesagt wurde erhoben, wie hoch der Wunsch nach sozialer Distanz zu den Beschriebenen war, wie die Kinder das soziale Funktionsniveau der Personen mit psychischen Störungen einschätzten, wie die Kinder emotional auf die Beschriebenen reagierten und welche Eigenschaften sie ihnen zuschrieben. Die Reaktionen der Kinder variierten je nach Diagnose. Einzig der Wunsch nach sozialer Distanz blieb unabhängig von der jeweiligen Diagnose gleich. Außerdem zeigte sich, dass die Kinder in Abhängigkeit ihres Alters das soziale Funktionsniveau und die Eigenschaften der beschriebenen Personen unterschiedlich einschätzten.

Weiss (1986) befragte 577 Kinder unterschiedlicher Altersstufen, um deren Einstellungen gegenüber stigmatisierten Gruppen zu studieren. Dabei zeigte sich, dass Einstellungen gegenüber Menschen mit psychischen Störungen bereits im Kindergartenalter entwickelt waren und sich auch mit zunehmendem Alter nicht merklich veränderten. „Verrückte“ Menschen wurden im Gegensatz zu „normalen“ und körperlich beeinträchtigten Personen von Kindern aller Altersstufen mit Angst, Misstrauen und Abneigung betrachtet. Acht Jahre nach besagter Studie befragte Weiss (1994) 35 der 65 im Jahr 1986 befragten Kindergartenkinder erneut und stellte fest, dass sich deren Einstellungen gegenüber Menschen mit psychischen Störungen nicht signifikant verändert hatten. Auf Basis dieser Ergebnisse kam Weiss zu dem Schluss, dass sich die Einstellungen, die Kinder gegenüber Menschen mit psychischen Störungen haben, bereits zum Zeitpunkt des Kindergarteneintritts stabilisiert haben müssen.

Diese Schlussfolgerung steht in einem gewissen Widerspruch zu den Ergebnissen einer älteren Studie: Weiss (1985) befragte US-amerikanische Schüler*innen verschiedener Schulstufen und stellte fest, dass Kinder mit fortschreitendem Alter nicht nur eine weniger autoritäre Einstellung gegenüber Menschen mit psychischen Störungen hatten, sondern Betroffene auch als ihnen selbst ähnlicher einschätzten. Außerdem unterschieden Kinder mit zunehmendem Alter immer stärker zwischen körperlichen und psychischen Störungen und sahen Betroffene weniger stark als zu kontrollierende Gefahr für Familien und die Gesellschaft als Ganzes. Die Studie zeigte aber auch, dass ältere Kinder die Ursachen von psychischen Störungen weniger in negativen persönlichen Erfahrungen sehen als jüngere Kinder.

Adler und Wahl (1998) zeigten drei Gruppen von Schüler*innen der dritten amerikanischen Schulstufe Bilder von Menschen. Einer Gruppe wurde mitgeteilt, die Abgebildeten wären psychisch krank, einer anderen Gruppe wurde gesagt, es handle sich um physisch Kranke, und der Testgruppe wurden keinerlei Hinweise gegeben. Anschließend wurden die Kinder gebeten, Geschichten über die Abgebildeten zu erfinden. Die erzählten Geschichten brachten eine negative Einstellung der Kinder gegenüber Menschen mit psychischen Störungen zu Tage, deuteten aber auch darauf hin, dass Kinder im Alter von acht bis neun Jahren noch kein sehr klares Verständnis von psychischer Krankheit haben. Die Kompetenz, psychische Störungen als solche zu erkennen, ist bei auch Jugendlichen unterschiedlich gut ausgeprägt (Burns & Rapee, 2006; Coles et al., 2016). Dies ist von Bedeutung, da ein akkurates Wissen zu Themen der psychischen Gesundheit bei Jugendlichen zu einer positiveren Einstellung gegenüber ebendiesen Themen beiträgt (Chandra & Minkovitz, 2007).

Diskriminierung

Negative Einstellungen gegenüber Menschen mit psychischen Störungen stellen ein zentrales soziales und gesundheitliches Problem dar, da sie unter anderem zu Diskriminierung führen und nicht zuletzt das Selbstbild und Privatleben von Betroffenen negativ beeinflussen (Corrigan & Penn, 1999; Klin & Lemish, 2008; B. G. Link et al., 1999; World Health Organization, 2001). Überall auf der Welt erleben Menschen mit psychischer und psychosozialer Beeinträchtigung Verletzungen ihrer bürgerlichen, kulturellen, wirtschaftlichen, politischen und sozialen Rechte (Drew et al., 2011). Menschenrechtsverletzungen gegenüber dieser Personengruppe kommen unabhängig von der Einkommenshöhe in allen Ländern vor, wobei es am häufigsten zur Ausgrenzung aus der Gemeinschaft, zur Marginalisierung und Diskriminierung von Betroffenen kommt (Drew et al., 2011). Weitere Menschenrechtsverletzungen, mit denen Menschen mit psychischen Störungen häufig konfrontiert sind, sind Diskriminierungen am Arbeitsmarkt, körperliche und sexualisierte Gewalt, mangelhafter Zugang zu effektiven psychosozialen Diensten, willkürliche Festnahmen u.v.m. (Drew et al., 2011). Verletzungen der Menschenrechte von Menschen mit psychischen Störungen geschehen überall: Innerhalb der sozialen Gemeinschaft im Alltag, zuhause im Familiensetting, am (potenziellen) Arbeitsplatz, in psychosozialen Einrichtungen und anderen Gesundheitseinrichtungen wie in Krankenhäusern oder Gefängnissen, im Kontakt mit der Exekutive, im Bildungswesen u.s.w. (Drew et al., 2011). Auch Kinder und Jugendliche diskriminieren Menschen mit psychischen Störungen, insbesondere wenn sie diesen die Verantwortung für deren Störung zuschreiben und sie für gefährlich halten (Corrigan et al., 2005).

Stigma

Psychische Störungen werden zu den nicht sichtbaren Stigmata gezählt (Aydin & Fritsch, 2015) und gehören zu den am stärksten stigmatisierten Erscheinungen (Corrigan & Penn, 1999; Dinos, Stevens, Serfaty, Weich, & King, 2004; Hinshaw, 2005; Stout et al., 2004). Manche Forscher*innen betrachten das mit psychischen Störungen einhergehende Stigma sogar als eine Art zweite Erkrankung, die Betroffene ähnlich beeinträchtigt wie ihre eigentliche Diagnose (Finzen, 2001). Auch Kinder und Jugendliche mit psychischen Störungen werden stigmatisiert (Bernice A. Pescosolido, Fettes, Martin, Monahan, & McLeod, 2007; Yap, Reavley, & Jorm, 2013). Eine Meta-Analyse von DeLuca (2020) kam zu dem Schluss, dass Stigmatisierung von psychischen Störungen durch Jugendliche gut belegt ist.

Menschen mit psychischen Störungen erleben alle wesentlichen Merkmale des Stigmatisierungs-Prozesses: Sie werden von offiziellen Stellen etikettiert und abgesondert, mit negativen Eigenschaften in Verbindung gebracht und diskriminiert (Corrigan & Penn, 1999; B. G. Link et al., 1999; Bruce G. Link, Cullen, Struening, Shrout, & Dohrenwend, 1989; Stout et al., 2004). Im Zentrum dieses Prozesses steht die Wahrnehmung von Menschen mit psychischen Störungen als gefährlich und unberechenbar (B. G. Link et al., 1999; Bruce G. Link & Cullen, 1986; Nunnally, 1961; Stout et al., 2004). In einer Interviewstudie von B. A. Pescosolido, Monahan, Link, Stueve, und Kikuzawa (1999) gab beispielsweise die Mehrheit einer repräsentativen Stichprobe von US-Amerikaner*innen an, dass Personen mit psychischen Störungen wahrscheinlich gewalttätig seien und dass sie bereit wären, Betroffene zu einer Behandlung zu zwingen.

Stigma-Management, Selbststigmatisierung und Hilfesuchverhalten von Personen mit psychischen Störungen. Betroffene investieren viel Energie in den Versuch, nach außen hin den Eindruck der Normalität zu wahren, um Diskriminierungen abzuwehren bzw. zu bewältigen, was wiederum zu andauerndem psychischem Druck und Selbstverleugnung führt (Aydin & Fritsch, 2015). Das Verheimlichen einer stigmatisierten Identität bei den Träger*innen des stigmatisierten Merkmals mindert deren Zugehörigkeitsgefühl, reduziert intimitätsfördernde Verhaltensweisen und lässt Betroffene so weniger Sympathien von ihren Interaktionspartner*innen erhalten (Newheiser & Barreto, 2014). Die Sorge, andere könnten über ihren Gesundheitsstatus oder die Tatsache, dass sie sich deshalb in Behandlung befinden, erfahren, betrifft auch psychisch auffällig Jugendliche und verursacht häufig einen Teufelskreis von Isolation und zwischenmenschlichen Spannungen (DeLuca, 2020; Hinshaw, 2005; Pachankis, 2007).

Mehrere Studien belegen, dass psychisch auffällige Jugendliche von Selbststigmatisierung betroffen sind (Moses, 2009, 2010a, 2010b, 2011). Ein höheres Ausmaß an Selbststigmatisierung steht in positivem Zusammenhang mit suizidalem Verhalten (Campo-Arias & Herazo, 2015) sowie in negativem Zusammenhang mit mehreren Faktoren (Goepfert, Conrad von Heydendorff, Dreßing, & Bailer, 2019): dem Wohlbefinden (Cruwys & Gunaseelan, 2016); der Lebensqualität, der Krankheitseinsicht und Inanspruchnahme professioneller Hilfe bei Bedarf (Aydin & Fritsch, 2015; Boyd, Juanamarga, & Hashemi, 2015; Coppens et al., 2013; Corrigan & Watson, 2002; Rüsch et al., 2005; Stout et al., 2004); der allgemeinen Leistungsfähigkeit, dem Selbstwertgefühl (Livingston & Boyd, 2010; Picco et al., 2016); der Therapie-treue (Livingston & Boyd, 2010); der Selbstklarheit, der Hoffnung, der Genesung und dem sozialen Funktionieren (Hasson-Ohayon, Mashiach-Eizenberg, Lysaker, & Roe, 2016). Eine Meta-Analyse von Nam et al. (2013) zeigte, dass von neun verschiedenen Variablen der Grad an Selbststigmatisierung jene war, welche sich am stärksten auf die Bereitschaft zur Inanspruchnahme psychologischer Hilfe auswirkte. Außerdem steigt mit der Ausprägung des internalisierten Stigmas auch der Schweregrad der psychiatrischen Symptome (Livingston & Boyd, 2010).

Schweren psychischen Störungen gehen in der Regel weniger schwere und besser behandelbare Störungen voraus (DeLuca, 2020; Kessler et al., 2007). Dennoch verstreichen zwischen dem Auftreten erster Symptome einer psychischen Störung und der Suche nach Hilfe oft Jahre (Christiana et al., 2000). Viele Personen, die unter psychischen Störungen leiden – darunter auch Kinder und Jugendliche – nehmen aus Angst vor dem damit assoziierten Stigma und seinen negativen Folgen keine professionelle Unterstützung in Anspruch, obwohl die konventionellen Behandlungsmöglichkeiten effizient und kostengünstig sind – insbesondere die Sorge, zur Zielscheibe von Spott und Hohn zu werden, ist sehr verbreitet (Arboleda-Flórez, 2003; Brown & Bradley, 2002, 2002; Chandra & Minkovitz, 2007; Hayward & Bright, 1997; Anthony F. Jorm, 2012; Klin & Lemish, 2008; B. G. Link et al., 1999; C. T. Miller & Major, 2003; Philo & Secker, 1999).

Mediale Darstellung von psychischen Störungen

Mediale Stereotypisierung

Stereotypisierung psychischer Störungen in Medien für ein erwachsenes Publikum. Psychische Störungen werden im Vergleich zu körperlichen Beeinträchtigungen in den Medien wesentlich häufiger stereotypisiert (Kowalski & Peipert, 2019; Seale, 2004). Die Medien neigen zu einer Verzerrung der Tatsachen über die Ursachen und

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Behandlungsmöglichkeiten psychischer Störungen (G. Gabbard, 2001; G. O. Gabbard & Gabbard, 1999; Klin & Lemish, 2008; Pirkis et al., 2006). Mediale Darstellungen von psychischen Störungen enthalten häufig Übertreibungen, Ungenauigkeiten und Falschinformationen (Klin & Lemish, 2008; Li, Jiao, & Zhu, 2018; Pirkis et al., 2006). Menschen mit psychischen Störungen werden oft als sonderbar, andersartig und gefährlich dargestellt (M. C. Angermeyer, Matschinger, & Riedel-Heller, 2001; Diefenbach & West, 2007; Klin & Lemish, 2008; Stout et al., 2004). Eine solche, realitätsverzerrende Darstellung findet nicht nur in Magazinen (Clarke & Gawley, 2009; Yang, Tang, & Bie, 2017) und Nachrichtenmedien (Allen & Nairn, 1997; Matthias C. Angermeyer & Schulze, 2001; Carmichael, Adamson, Sitter, & Whitley, 2019; Conrad, 2001; Coverdale & Nairn, 2006; Hillert et al., 1999; Klin & Lemish, 2008; Nairn, Coverdale, & Claasen, 2001; Stout et al., 2004; Heather Stuart, 2006; O. F. Wahl, 2003; O. E. Wahl, Wood, & Richards, 2002) statt, sondern ebenso in Unterhaltungsmedien (H. Stuart, 2016). Fiktionale Figuren mit psychischen Störungen werden häufig als entrechtet, sozial isoliert und/oder beschäftigungslos dargestellt (O. F. Wahl & Roth, 1982).

Wilson, Nairn, Coverdale, und Panapa (1999b) analysierten Fernseh Dramen, welche mindestens eine Figur mit psychischen Störungen enthielten, und stellten fest, dass besagte Figuren meist als einfältige, desorientierte, unberechenbare, asoziale, unproduktive Außenseiter*innen und als nicht vertrauenswürdig dargestellt wurden und dass sie außerdem inkompetente Verhaltensweisen an den Tag legten, mit denen sie nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Mitmenschen gefährdeten. Vergleichsweise selten – und wenn, dann nur in kurzen Sequenzen und nicht kontinuierlich – wurden Figuren mit psychischen Störungen als empathisch und/oder fürsorglich dargestellt.

Menschen mit psychischen Störungen werden in Filmen besonders häufig als gewalttätig und unberechenbar, als Opfer oder als nicht in der Lage, einen Job zu behalten, gezeigt (Byrne, 1998; Diefenbach, 1997; Hillert et al., 1999; Hyler, Gabbard, & Schneider, 1991; Kerson, Kerson, & Kerson, 2000; Signorielli, 1989; Wilson et al., 1999b). Eine Inhaltsanalyse US-amerikanischer Prime-Time Fernseh Dramen von Signorielli (1989) zeigte, dass ca. ein Fünftel aller Charaktere mit psychischen Störungen innerhalb der Stichprobe andere Charaktere tötete und dass ebenfalls ca. ein Fünftel von ihnen selbst getötet wurde. Diefenbachs (1997) Inhaltsanalyse des US-amerikanischen Prime-Time Fernsehprogrammes ergab, dass Figuren mit psychischen Störungen im Vergleich zu anderen Figuren zehnmal gewalttätiger waren. Im Vergleich zur realen US-Bevölkerung mit psychischen Störungen zum Zeitpunkt der Analyse waren die Filmfiguren sogar zehn- bis zwanzigfach gewalttätiger (Diefenbach, 1997). Über 70% der TV-Figuren mit psychischen Störungen waren männlichen Geschlechts und die am

häufigsten vorkommende unter den definierbaren Störungen war die Psychose (Diefenbach, 1997).

Stereotypisierung psychischer Störungen in Kinderfilmen und Fernsehsendungen für ein kindliches Publikum. Stereotype, etikettierende und stigmatisierende Darstellungen von Figuren mit psychischen Störungen sind auch in Filmen und Fernsehsendungen für ein kindliches Publikum weit verbreitet (Lawson & Fouts, 2004; Scherr, 2019; O. Wahl, 2003; O. Wahl et al., 2003; Wilson et al., 2000). Beispielsweise ist im Kinderfernsehen ein häufiger und beiläufiger Einsatz von überwiegend despektierlichem Wortschatz zur Bezeichnung von Individuen mit psychischen Problemen belegt (Wilson et al., 2000).

Wilson et al. (2000) sammelten für ihre Stichprobe das gesamte an Kinder unter 10 Jahren adressierte Fernsehangebot einer Woche im neuseeländischen Fernsehen und untersuchten die darin vorkommenden Darstellungen von psychischer Störung dahingehend, welchen linguistischen, semiotischen und rhetorischen Mittel darin zum Einsatz kamen. Die Analyse ergab, dass fast die Hälfte aller untersuchten Episoden Verweise auf psychische Störungen enthielt, wobei Cartoons auffallend mehr solche Verweise (80% aller Verweise) enthielten als andere Formate. Die sechs in der Stichprobe vorkommenden Figuren, die ihre psychischen Störungen konsequent zeigten, wiesen keinerlei lebenswürdige Attribute auf und waren allesamt männlich, wobei die Hälfte eine komische Rolle und die andere Hälfte eine Rolle als Bösewicht innehatte. Die Begriffe, die innerhalb der Stichprobe zur Bezeichnung von Charakteren mit psychischen Störungen zum Einsatz kamen, waren vielfältig und typischerweise umgangssprachlich. Am häufigsten kamen die Wörter „crazy“, „mad“ und „losing your mind“ – auf Deutsch „verrückt“, „wahnsinnig“ und „den Verstand verlieren“ vor. Verweise auf psychische Störungen waren oftmals eher Urteile über die situationsbezogenen Handlungen der Figuren als über deren Wesen oder psychischen Zustand. In den meisten Fällen wurde anhand der Verweise auf psychische Störungen angedeutet, dass die betroffene Figur aufgrund externer Stressoren oder ohne weitere Begründung die Kontrolle verlor. Wilson et al. fanden in ihrer Stichprobe außerdem keinerlei Anzeichen von Verständnis für das Leid, welches mit psychischen Störungen einhergeht. Zudem fehlte in der gesamten Stichprobe abgesehen von gelegentlichen Verweisen auf situationsspezifische Stressfaktoren oder biologische Faktoren eine ätiologische Perspektive: Es wurde nicht auf die Ursachen der beobachtbaren Störungen der Figuren eingegangen (Wilson et al., 2000).

O. Wahl (2003) untersuchte die bis zu dem Zeitpunkt vorhandenen Studien zur Darstellung psychischer Störungen in Kindermedien meta-analytisch und stellte dabei fest, dass

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Darstellungen von psychischen Störungen und Verweise auf psychische Störungen in Kindermedien relativ geläufig sind, und dass Personen und fiktionale Figuren mit psychischen Störungen häufig als unattraktiv, scheiternd, gewalttätig und kriminell dargestellt wurden. O. Wahl et al. (2003) untersuchten 49 Kinderfilme inhaltsanalytisch und fanden in zwei Drittel der Filme Referenzen auf psychische Störungen. 21 Filme enthielten Verweise auf psychische Störungen und ein Viertel aller Filme enthielt Figuren, die mit abwertenden umgangssprachlichen Ausdrücken als „psychisch krank“ etikettiert wurden und mehrheitlich männlich, erwachsen, kaukasisch und alleinstehend waren. Zwei Drittel der als psychisch krank bezeichneten Figuren wurden als gewalttätig dargestellt. Obwohl andere Figuren meist mit den Figuren mit psychischen Störungen kooperierten, sie unterstützten und ihnen halfen, zeigten beinahe zwei Drittel der anderen Figuren Angst gegenüber ihren Interaktionspartner*innen. Auch in Filmen, in denen Figuren mit psychischen Störungen relativ positiv dargestellt wurden, wurden sie routinemäßig mit herabwürdigenden Begriffen bezeichnet.

Von den 34 durch Lawson und Fouts (2004) inhaltsanalytisch untersuchten animierten Spielfilmen der Walt Disney Company enthielten 85% Verweise auf psychische Störungen. Die Prävalenz psychischer Störungen in Disney-Produktionen lag höher als die reale globale Prävalenz (Lawson & Fouts, 2004). Die durchschnittlichen 4,6 Referenzen pro Film dienten mehrheitlich dem Zweck der Abgrenzung und Verunglimpfung. Von allen analysierten Hauptfiguren wurde ca. ein Fünftel durch sich selbst oder andere Figuren als psychisch krank bezeichnet. Auch Beveridge (1996) untersuchte ausschließlich Filme von Walt Disney und stellte fest, dass diese häufig Held*innen darstellten, welche anfangs für ihre vermeintliche Verrücktheit geschmäht und lächerlich gemacht werden, um sich später als eigentlich gesund herauszustellen. Außerdem kam er zu dem Schluss, dass die zentrale Aussage von Disneys Produktionen sei, dass Verrücktsein im Allgemeinen zu fürchten und davon Betroffene wegzusperren seien. Weiterführende Informationen zu Techniken der filmischen Darstellung von psychischen Störungen finden sich in *Anhang B*.

Auswirkungen medialer Stereotypisierung auf Einstellungen gegenüber psychischen Störungen

Medien spielen in den sozialpsychologischen Modellen zu Stereotypen und Stereotypisierung typischerweise keine Rolle. Es lassen sich auf Basis sozialpsychologischer Modelle aber recht gesichert zwei Mechanismen rekonstruieren, die eine Wirkung von medialen Stereotypen auf die Rezipient*innen wahrscheinlich machen: Medien machen Stereotype verfügbar (»availability«) und sie machen stereotype Wissensbestände leichter zugänglich (»accessibility«) (Appel, 2008, p. 324). Wie zugänglich ein Gedächtnisinhalt ist, wird von mehreren

Faktoren wie zum Beispiel der Häufigkeit der Wiederholung beeinflusst (Appel, 2008). Forscher*innen, die den Automatismus von Stereotypen postulieren, betonen, dass die Aktivierung von Stereotypen meist jenseits und manchmal sogar trotz deren bewusster Wahrnehmung geschieht (Chan & Yanos, 2018; Uleman, Adil Saribay, & Gonzalez, 2008).

In Bezug auf psychische Störungen sind die Massenmedien eine zentrale Informationsquelle für Erwachsene (O. Wahl, 2002) und prägen als solche die damit verbundenen Einstellungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen (Fuhs & Schneider, 2017; Goslin, 1973; Greve & Thomsen, 2019; Süß et al., 2018; Vollbrecht, 2014). Sie spiegeln nicht nur die öffentlichen Einstellungen und Bewertungen im Hinblick auf Behinderungen und Krankheiten wider, sondern gestalten diese auch mit, und zwar sowohl unintendierte durch Berichterstattung und Unterhaltungsformate als auch intendiert durch Werbung und Informationskampagnen (Klin & Lemish, 2008).

Ein im Wachsen begriffener Forschungszweig nähert sich der Frage nach dem Verhältnis zwischen Fernsehkonsum und Stereotypisierung mit Hilfe des Kultivierungsansatzes, wobei hierzu meist einzelne Genres in den Fokus gerückt werden (Armstrong & Neuendorf, 1989; Bilandzic & Busselle, 2012; Busselle & Crandall, 2002; Calzo & Ward, 2009; Dixon, 2008; Mastro, 2009; Oliver & Armstrong, 1995; Quick, 2009; Rössler & Brosius, 2001; Signorielli, 1990a, 2011; S. L. Smith & Granados, 2009). So konnte beispielsweise nachgewiesen werden, dass Medienkonsument*innen ihre Stereotype in Bezug auf bestimmte soziale Gruppen im Laufe wiederholter Medienexposition verfestigen und intensivieren (Bilandzic & Busselle, 2012), und außerdem nicht nur die Wahrnehmung von sozialen Gruppen mittels Kultivierung geprägt wird, sondern auch die Interpretation alltäglicher sozialer Situationen (Dixon, 2008; Quick, 2009) sowie das Selbstkonzept (Rivadeneyra, Ward, & Gordon, 2007) von Rezipient*innen (Bilandzic & Busselle, 2012).

In experimentellen Studien konnten zudem Priming-Effekte (Scheufele, 2016) nachgewiesen werden: So ist davon auszugehen, dass nicht nur bestehende Stereotype bestärkt werden, wenn psychische Störungen medial im Kontext von Gewalttaten erwähnt werden, sondern dass eine solche Berichterstattung auch dazu führt, dass das Publikum die berichteten Tatsachen falsch erinnert und die Störung als kausale Ursache für die Tat mental abspeichert (Chan & Yanos, 2018).

Auswirkungen medialer Stereotypisierung auf Einstellungen Erwachsener

Filmische und andere mediale Darstellungen von psychischen Störungen können deren öffentliche Wahrnehmung negativ beeinflussen und in Folge Fehlannahmen, negative

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Einstellungen und Stigmata aufrechterhalten (Anderson, 2003; M. C. Angermeyer & Dietrich, 2006; Matthias C. Angermeyer, Matschinger, & Schomerus, 2013; Diefenbach & West, 2007; Glasson, 1996; Hyler et al., 1991; Klin & Lemish, 2008; Philo et al., 1994; Philo, 1999a, 1999b; Pirkis et al., 2006; Rosen, Walter, Politis, & Shortland, 1997; Rüsch, Evans-Lacko, & Thornicroft, 2012; Sieff, 2003; Signorielli, 1989; Stout et al., 2004; O. F. Wahl, 1992; O. F. Wahl, 1999; O. E. Wahl et al., 2002; O. F. Wahl, 2003). Da negative mediale Darstellungen intensive emotionale Reaktionen hervorrufen können (Bartsch & Kloß, 2019), haben sie auch das Potenzial, positive Nachrichten über Menschen mit psychischen Störungen (Heather Stuart, 2003a), selbst gemachte positive Erfahrungen (Philo et al., 1994) und berichtende Informationen (O. F. Wahl & Lefkowitz, 1989) zu überlagern (Heather Stuart, 2006). Filmische Darstellungen können ihrem Publikum beispielsweise den Eindruck vermitteln, dass einige psychische Störungen häufig vorkämen, die in Wahrheit äußerst selten auftreten (Pirkis et al., 2006). Derartige Fehlannahmen und Einstellungen können, wenn sie auch von Politiker*innen geteilt werden, die Zurückhaltung des Gesetzgebers bei der Bereitstellung von Ressourcen für die Behandlung und Rehabilitation von Betroffenen fördern und die politische Durchsetzung von Zwangsmaßnahmen oder Zwangsbehandlungen vorbereiten (Campbell, Stefan, & Loder, 1994; B. A. Pescosolido et al., 1999; Heather Stuart, 2006; H. Stuart, 2016).

Menschen mit psychischen Störungen und deren Angehörige sind sich der medialen Darstellung von psychischen Störungen durchaus bewusst, werden durch deren negativen Grundton beunruhigt und spüren teils die direkten sozialen Auswirkungen solcher Abbildungen (Brain et al., 2014; Mayer & Barry, 1992; Heather Stuart, 2006; Thornton & Wahl, 1996). Mediale Darstellungen psychischer Störungen wirken sich außerdem negativ auf das Hilfesuchverhalten von Betroffenen, ihren Affekt, ihre Stereotyp-Zustimmung, ihren gefühlten Selbstwert, ihre Therapietreue und den Genesungsprozess in seiner Gesamtheit aus (Goepfert et al., 2019; Pirkis et al., 2006; H. Stuart, 2016).

Einige Studien konnten einen Kultivierungseffekt in Bezug auf Einstellungen gegenüber Menschen mit psychischen Störungen belegen. Granello und Pauley (2000) zeigten, dass das Ausmaß des Fernsehkonsums die Ausprägung der Toleranz gegenüber Menschen mit psychischen Störungen erklärte: Studienteilnehmer*innen, die mehr fernsahen, waren signifikant intoleranter gegenüber Betroffenen. Aus den Studien von Furnham, Ritchie, und Lay (2016) sowie Schomerus, Matschinger, und Angermeyer (2014) ging außerdem hervor, dass Personen mit ausgeprägterem Medieninteresse zwar stärker als andere dazu neigen, psychischen Störungen eine genetische Ursache zuzuschreiben, dass sie aber dennoch Lebensstiländerungen für die wirksamste Behandlungsmethode halten (Furnham et al., 2016; Schomerus et al., 2014).

Experimentelle Studien zu den Auswirkungen medialer Stereotypisierung auf die Einstellungen Erwachsener und Jugendlicher. Da nur experimentelle Studien es erlauben, belastbare Aussagen über Kausalitäten zu treffen, während Befragungs-Studien bloß Korrelationen aufzeigen, seien an dieser Stelle eine Reihe von experimentellen Studien zur Auswirkung der Rezeption medialer Darstellungen von psychischen Störungen erwähnt:

O. F. Wahl und Lefkowitz (1989) zeigten zwei Gruppen von Proband*innen einen Film, dessen Protagonist in einer psychiatrischen Klinik hospitalisiert ist und bei einem Ausgang seine Frau ermordet. Einer der beiden Gruppen wurde vor der Filmvorführung, nach der Pause und am Ende des Filmes zusätzlich ein Trailer gezeigt, der darauf hinwies, dass Gewalttätigkeit nicht charakteristisch für Menschen mit psychischen Störungen ist. Die beiden Gruppen, die besagten Film gesehen hatten, brachten im Anschluss eine negativere Einstellung gegenüber Menschen mit psychischen Störungen und deren kommunaler Versorgung zum Ausdruck als die Kontrollgruppe, die einen anderen Film – ebenfalls über einen Mord, aber ohne Psychiatriebezug – gesehen hatte. Die Tatsache, dass der Trailer keinerlei Einfluss auf die später geäußerten Einstellungen des Filmpublikums hatte, legt nahe, dass korrigierende Informationen nicht ausreichen, um dem stigmatisierenden Effekt massenmedialer Darstellungen entgegenzuwirken.

In einer Studie mit Jugendlichen wurde gezeigt, dass eine mediale Darstellung, die Menschen mit psychischen Störungen in Verbindung mit Gewalttaten bringt, auch bei jungen Mediennutzer*innen zu einer negativeren Einstellung gegenüber dieser Patient*innengruppe führte als dies bei einer neutraleren, informativeren Darstellung der Fall war (Dietrich, Heider, Matschinger, & Angermeyer, 2006). Walker und Read (2002) erhoben die Einstellungen junger Erwachsener, nachdem diesen ein Video gezeigt worden war, in dem zuerst eine Person mit psychotischen Symptomen zu sehen war und gleich im Anschluss die Ursachen des beobachteten Verhaltens erklärt wurden. Im Vergleich zu jenen Teilnehmer*innen, welche eine psychosoziale Erklärung präsentiert bekommen hatten, nahmen jene Proband*innen, welche eine biogenetische, medizinische Erklärung bekommen hatten, die psychotische Person als gefährlicher und unberechenbarer wahr. In beiden Gruppen zeigten Proband*innen, die zuvor bereits entweder selbst psychiatrische Dienste in Anspruch genommen hatten oder andere Personen kannten, auf die Letzteres zutraf, positivere Einstellungen gegenüber Menschen mit psychischen Symptomen als andere Proband*innen.

Auswirkungen medialer Stereotypisierung auf die Einstellungen von Kindern

Wie genau Kinder zu ihrem Verständnis von psychischer Störung gelangen, ist ein komplexes Forschungsthema und nach wie vor großteils eine Quelle der Spekulation (O. F. Wahl, 2003). Mehrere kommunikationswissenschaftliche Forschungsarbeiten zur medialen Darstellung von psychischer Störung in Kindermedien stellten eine Reihe von Hypothesen zu den Auswirkungen der Darstellungen auf ein kindliches Publikum auf. Experimentelle Studien an Kindern, die besagte Hypothesen überprüfen, liegen bisher allerdings kaum vor. Die bislang einzige experimentelle Studie zum Thema stammt von Dietrich et al. (2006) und erhob die Einstellungen von Jugendlichen bevor und nachdem diese je einen von zwei Zeitungsberichten gelesen hatten: Ein Artikel brachte psychische Störungen in Verbindung mit Gewaltverbrechen und der andere lieferte sachliche Information zur Thematik. Jene Jugendliche, welche den ersten Artikel gelesen hatten, wiesen in der Folge negativere Einstellungen gegenüber Menschen mit psychischen Störungen auf als die andere Gruppe. Der Wunsch nach sozialer Distanz zu Betroffenen blieb jedoch unabhängig vom Inhalt der gelesenen Zeitungsartikel in beiden Gruppen konstant.

Wissenschaftliche Hypothesen zu den Auswirkungen medialer Stereotypisierung auf Einstellungen von Kindern. Mehrere Studien belegen, dass die Einstellungen von Kindern gegenüber anderen sozialen Gruppen von ihrem Film- und Fernsehkonsum beeinflusst werden (Gottlieb & Switzky, 1982; Harrison, 2000; Lawson & Fouts, 2004; C. T. Miller et al., 1991; Montepare & Zebrowitz, 2002). Angesichts ihrer beträchtlichen Mediennutzung ist davon auszugehen, dass Kinder häufig die Gelegenheit haben, Darstellungen von psychischen Störungen und Verweise auf psychische Störungen zu rezipieren (O. F. Wahl, 2003). Eine besondere Rolle spielt manchen Forscher*innen zufolge auch die besondere Wirkungsweise von Wiederholung in Bezug auf kindliche Lernprozesse: Kinder merken sich Inhalte leichter, wenn diese wiederholt werden (King, 1975; Vezin, Berge, & Mavrelis, 1974). Da Kinder Langfilme oft wiederholt ansehen, wird vermutet, dass den Inhalten dieser Filme das Potenzial innewohne, eine verstärkte Wirkung zu entfalten (Lawson & Fouts, 2004).

Bislang wurden zwar keine Kultivierungsanalysen mit Kindern durchgeführt, die ihren Fokus auf die Kultivierung von Ansichten zum Thema der psychischen Störungen gelegt hätten. Kultivierungsanalysen aus anderen kommunikationswissenschaftlichen Forschungsfeldern konnten aber unter anderem belegen, dass die kindliche Wahrnehmung von Geschlechterrollen bei Vielseher*innen stärker jenen Stereotypen entsprach, welche im Fernsehen dominieren (McGhee & Frueh, 1980; Signorielli et al., 2019; Signorielli & Lears, 1992). In einer experimentellen Studie von Flerx et al. (1976) führte die Rezeption gleichberechtigter medialer Vorbilder bei Kindern im Alter zwischen drei und fünf Jahren zu einer Änderung der Einstellung

in Bezug auf Geschlechterstereotype, wobei dieser Effekt bei filmischen Modellen beständiger war als bei Modellen aus Bilderbüchern. Außerdem konnte belegt werden, dass bei Kindern ein positiver Zusammenhang zwischen dem Ausmaß ihrer Fernsehnutzung und ungesunden Vorstellungen zum Thema Ernährung besteht (Signorielli & Staples, 1997). Daher liegt die Annahme nahe, dass auch die kindlichen Einstellungen gegenüber Personen mit psychischen Störungen durch den Film- und Fernsehkonsum beeinflusst werden (Lawson & Fouts, 2004).

Da die Kultivierung von Einstellungen aber nicht in einem unidirektionalen Wirkungsprozess geschieht, sondern Teil eines komplexen, dynamischen und fortlaufenden Prozesses der Interaktion zwischen medialen Botschaften und ihrem jeweiligen Kontext ist (Gerbner et al., 1986; Signorielli et al., 2019), wird erwartet, dass der tatsächliche Kultivierungseffekt auch in Bezug auf psychische Störungen in der Praxis von mehreren zusätzlichen Faktoren mit beeinflusst wird. So konnte in vergangenen Studien unter anderem gezeigt werden, dass elterliche Co-Viewing-Verhaltensmuster und die elterlichen Einstellungen gegenüber dem Fernsehen die Kultivierungseffekte, die an ihren Kindern beobachtbar werden, sowohl verstärken als auch abschwächen können (Gross & Morgan, 1985; Nancy Rothschild & Morgan, 1987; Signorielli et al., 2019). Kinder, die in kohäsive Gruppen sozial eingebunden sind – sei es in der Familie oder unter Gleichaltrigen – sind in geringerem Maße vom Fernsehen beeinflussbar (N. Rothschild, 1984; Signorielli et al., 2019).

Mediale Darstellungen legen O. F. Wahl (2003) zufolge ihrem Publikum nahe, dass der gängigste Weg, mit psychischen Störungen umzugehen, darin bestünde, Betroffene einzusperren und zu isolieren, anstatt ihnen mit Empathie zu begegnen und ihnen eine entsprechende Behandlung zuteilwerden zu lassen. Auch Lawson und Fouts (2004) sind der Ansicht, Filmfiguren mit psychischen Störungen brächten ihrem Publikum beispielhaft näher, was es bedeutet, gefürchtet, ausgeschlossen und lächerlich gemacht zu werden. So werde Kindern eine Vorstellung davon vermittelt, wie andere sie selbst behandeln würden, wenn sie jemals eine psychische Störung entwickeln sollten (O. Wahl et al., 2003). Wilson et al. (2000) zufolge lernen Kinder – nicht ausschließlich, aber auch anhand ihrer filmischen Verhaltensmodelle – wie man andere schikaniert oder bedroht und sie so ausgrenzt und einschüchtert. Angesichts des hohen Fernsehkonsums von Kindern ist Heather Stuart (2006) zufolge davon auszugehen, dass sie bereits vor Schuleintritt mittels dieses Mediums lernten, wie man über Menschen mit psychischen Störungen denkt, emotional auf sie reagiert und sich (abwertend) über sie äußert (Heather Stuart, 2006). Gemäß O. F. Wahl (2003) vermittele die intensive Nutzung von abwertendem Vokabular in Bezug auf Figuren mit psychischen Störungen dem Medienpublikum, dass es – anders als in Bezug auf andere Erkrankungen – üblich und akzeptabel sei, abschätzige Begriffe zu

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

verwenden, um sich auf psychisch auffällige Individuen zu beziehen; dass es angemessen sei, dieselben Begriffe zu verwenden, um andere Personengruppen ohne psychische Auffälligkeiten zu verunglimpfen oder eine negative Meinung über sie auszudrücken; und dass die Verwendung psychiatrischer Terminologie in Bezug auf verwerfliche Verhaltensweisen angemessen sei. Filmische Darstellungen von psychischen Störungen hätten außerdem nach Lawson und Fouts (2004) das Potenzial, bereits zu einem früheren Zeitpunkt im Sozialisationsprozess angeeignete Verhaltensweisen – wie z.B. die soziale Distanzierung von Menschen mit psychischen Störungen – zu verstärken. Tendenziell behielten Kinder ihre einmal erlernten diesbezüglichen Einstellungen und Verhaltensweisen bis ins Erwachsenenalter bei (Lawson & Fouts, 2004).

Die im Vergleich zur Realität höhere Prävalenz von psychischen Störungen in Kinderfilmen könnte in Kombination mit deren Darstellungsform – und verstärkt durch die Schwierigkeit von Kindern, zwischen Fiktion und Realität zu unterscheiden – nach Lawson und Fouts (2004) zur Aneignung einer unrealistischen und stereotypen Vorstellung von psychischen Störungen führen. Außerdem könne die im Kinderfilm allgemein eher generische Darstellung von psychischer Störung ohne nähere Spezifizierung konkreter Symptome und Diagnosen die Rezipient*innen potenziell zu problematischen Generalisierungen einladen (Wilson et al., 2000).

Der wissenschaftliche Anti-Stigma-Diskurs

Einige Forscher*innen vertreten den Standpunkt, Massenmedien seien in der Lage, der Stigmatisierung von psychischen Störungen entgegenzuwirken (Matthias C. Angermeyer & Schulze, 2001; Corrigan, 2012; Drew et al., 2011; Klin & Lemish, 2008; Lauber, Carlos, & Wulf, 2005; McGinty, Goldman, Pescosolido, & Barry, 2015). Eine Reihe von Studien konnten diese Position untermauern und zeigen, dass Massenmedien tatsächlich das Interesse für psychische Störungen steigern, Einstellungen gegenüber Betroffenen modifizieren und die Bereitschaft zur Inanspruchnahme ärztlicher Unterstützung erhöhen können (Battaglia, Coverdale, & Bushong, 1990; Esters, Cooker, & Ittenbach, 1998; Scherr, 2019).

Eine experimentelle Studie, die die Argumentation von Destigmatisierungs-Befürworter*innen stärkte, war jene von McGinty et al. (2015). Diese zeigte, dass die Darstellung von erfolgreich therapierten Menschen mit psychischen Störungen eine vielversprechende Strategie zur Reduktion von Stigma und Diskriminierung sein könnte. Proband*innen, die Vignetten, auf denen Personen mit unbehandelten, symptomatischen psychischen Störungen dargestellt waren, zu lesen bekommen hatten, wiesen in der darauffolgenden Befragung negativere Einstellungen gegenüber den Porträtierten auf als die Kontrollgruppe und jene Proband*innen, die Vignetten mit erfolgreich Behandelten gelesen hatten.

Bislang herrscht in der Anti-Sigma-Forschung allerdings Uneinigkeit bezüglich der Deduktion von Praxisempfehlungen aus ihren Erkenntnissen: Je nachdem, ob vom Mere-Exposure-Effekt (Zajonc, 1968), der Kontakt-Hypothese (Allport, Clark, & Pettigrew, 2015) oder anderen Forschungsperspektiven ausgegangen wird, unterscheiden sich die abgeleiteten Empfehlungen deutlich. Außerdem "herrscht bislang weitgehend Unklarheit darüber, welche Merkmale der Darstellung zu einer Destigmatisierung beitragen und inwiefern diese Prozesse durch Dispositionen der Rezipierenden beeinflusst sind" (Röhm et al., 2019, p. 621). Dennoch existieren mittlerweile Leitfäden für Journalist*innen und andere Medienprofis, die das Ziel verfolgen, mittels einer verantwortungsbewussten Berichterstattung potenzielle Schäden zu minimieren (Everymind, 2020).

Im Anti-Stigma-Diskurs gibt es einige kritische Stimmen und auch empirische Forschungsarbeiten, die Zweifel an der praktischen Wirksamkeit von Destigmatisierungs-Maßnahmen anmelden. So kamen beispielsweise Clement et al. (2013) in einer Meta-Analyse zu dem Schluss, dass gezielte Destigmatisierungs-Interventionen in den Massenmedien zwar Vorurteile reduzieren können, aber kein ausreichender Nachweis vorliegt, um die Auswirkungen besagter Maßnahmen auf die Bereitschaft zur Diskriminierung von Menschen mit psychischen Störungen zu bestimmen. Auch die Ergebnisse von Bernice A. Pescosolido et al. (2010) relativieren die Forderungen der Anti-Stigma-Forschung: Sie stellten nämlich fest, dass der gesellschaftliche Trend in Richtung eines neurobiologischen Verständnisses von psychischen Störungen zwar zu einer stärkeren Unterstützung einschlägiger Behandlungsmaßnahmen beitrug, nicht aber zu einem allgemeinen Rückgang der Stigmatisierung von Betroffenen. Außerdem konnte nachgewiesen werden, dass sich zwar das Wissen der US-Bevölkerung über die Ätiologie von psychischen Störungen im Zeitraum von 1996 bis 2006 verbessert und die Zustimmung zu psychosozialen Diensten zugenommen hatten, dass sich aber die Häufigkeit negativer Stereotype und der Wunsch nach sozialer Distanz zu Betroffenen nicht verändert hatten (Bernice A. Pescosolido et al., 2010; Bernice A. Pescosolido et al., 2013). Penn, Chamberlin, und Mueser (2003) führten eine experimentelle Studie durch, in der sie Proband*innen verschiedene, neutrale Dokumentarfilme zeigten. Sie stellten fest, dass jene Gruppe, welche einen Film über Schizophrenie gesehen hatte, danach zwar unter anderem weniger dazu neigte, Betroffene für ihre Störung verantwortlich zu machen, dass sich aber die allgemeine Einstellung gegenüber der Störung und der Wunsch nach sozialer Distanz zu Betroffenen nicht verändert hatte. O. Wahl (2003) zufolge könnten Destigmatisierungs-Kampagnen, die ausschließlich Erwachsene adressieren, angesichts der bisherigen wissenschaftlichen Erkenntnisse und Annahmen, langfristig wenig effektiv sein (O. F. Wahl, 2003).

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Die bisher schärfste Kritik am wissenschaftlichen Anti-Stigma-Diskurs geht von Harper (2005) aus. Dieser verortet in besagter Debatte eindeutige Spuren einer konservativen Rhetorik der moralischen Panik (Garland, 2008) gegenüber populärkulturellen Werken. Harper (2005) zufolge würden Anti-Stigma-Kritiken den narratologischen und generischen Anforderungen und Eigenarten der von ihnen besprochenen Medien oft nicht gerecht, weil sie populärkulturelle Werke anhand des Kriteriums der (Non-)Konformität mit psychiatrischen Fakten als „akkurat und daher positiv“ oder „inakkurat und daher negativ“ beurteilten, anstatt die Funktion der konkreten Darstellungsform im jeweiligen fiktionalen Werk zu erörtern. Er kritisiert die Tendenz innerhalb des Anti-Stigma-Diskurses, die Kontexte der Produktion und Rezeption von Medientexten zu ignorieren und auf eine vermeintlich fehlerhaft repräsentierte, objektive Wahrheit über psychische Störungen zu verweisen (Harper, 2005). Die tatsächliche „Wahrheit“ über psychische Störungen sei vielmehr das Objekt eines kontinuierlichen sozialen Aushandlungsprozesses, in dem Standpunkte der Populärkultur mit jenen der Wissenschaft gleichwertig seien (Harper, 2005).

Harper (2005) kritisiert zudem, dass sich der Anti-Stigma-Diskurs großteils auf Inhaltsanalysen stützt. Diese Methodik tendiere zur Homogenisierung und löse die betreffenden Inhalte aus ihren bedeutungsgebenden Kontexten heraus, welche aber relevant für deren adäquate Beurteilung wären (Harper, 2005). Harper (2005) verweist auf McKee (2004), demzufolge Inhaltsanalysen durch ihren Fokus auf Zahlen und Replizierbarkeit Informationen produzieren, die potenziell weit entfernt von den tatsächlichen Praktiken der Bedeutungszuschreibung seien. Außerdem erwähnt Harper (2005) die Möglichkeit, psychische Störungen als einen radikalen Ausdruck von politischem und sozialem Protest zu betrachten, und weist darauf hin, dass mediale Darstellungen psychischer Störungen nicht für ihre Ungenauigkeit kritisiert werden sollten, sondern dafür, dass sie aus seiner Sicht relevantere Fragen struktureller Gewalt nicht thematisieren.

Der Anti-Stigma-Diskurs leugne nach Harper (2005) außerdem den Zusammenhang zwischen psychischen Störungen und Gewalt, obwohl dieser in mehreren Studien, insbesondere für psychotische Patient*innen, nachgewiesen worden sei. Harper (2005) fordert, Gewalttätigkeit im Allgemeinen zu destigmatisieren, um ein Verständnis für die Gewalthandlungen, die von Menschen mit psychischen Störungen ausgehen, zu ermöglichen. Ihm zufolge ist Gewalt ein wesentlicher Bestandteil der Medienkultur und ein wichtiger Nachrichtenwert (Maier, Marschall, & Stengel, 2010). Auch anderen Forscher*innen zufolge orientieren sich Medienproduzent*innen bei der Auswahl von Themen und deren Rahmung (Nairn et al., 2001; Stout et al., 2004) an den Anforderungen des Medienmarktes (Heather Stuart, 2006). Die völlige

Beseitigung von stigmatisierenden medialen Darstellungen könnte nach Harper (2005) dazu führen, dass andere, ebenso essentialisierende Bilder normalisiert würden. Außerdem habe die Kultivierungsforschung nach Harper (2005) ausreichend belegt, dass Gewalt im Allgemeinen medial überrepräsentiert sei (Signorielli, 1990b). Dadurch sei nach Harper (2005) nicht nur für Menschen mit psychischen Störungen, sondern für sämtliche soziale Gruppen die Wahrscheinlichkeit hoch, medial als gewalttätig dargestellt zu werden.

Forschungsfragen

Eingangs wurden vier forschungsleitende Fragen formuliert. Nach umfassender Auseinandersetzung mit der theoretischen und empirischen Literatur wurden diese weiter konkretisiert. Die Stichprobe wurde auf die folgenden, nunmehr präzisierten Forschungsfragen hin untersucht:

Psychische Auffälligkeiten: Anzahl, Art, Häufigkeit

FF1: In wie vielen der untersuchten Kinderfilme kommen psychische Auffälligkeiten vor?

FF2: Welche psychischen Auffälligkeiten kommen in Kinderfilmen vor und welche nicht?

FF3: Wie viele verschiedene psychische Auffälligkeiten kommen in Kinderfilmen vor?

FF4: Welche psychischen Auffälligkeiten kommen in Kinderfilmen am häufigsten vor?

FF5: Wie viele verschiedene Auffälligkeiten zeigt die durchschnittliche auffällige Figur?

FF6: In wie vielen Ausschnitten pro Film kommen durchschnittlich psychische Auffälligkeiten vor?

Figuren mit psychischen Auffälligkeiten

FF7: Wie viele Figuren mit psychischen Auffälligkeiten kommen in der Stichprobe insgesamt vor?

FF8: Wie viele Figuren mit psychischen Auffälligkeiten kommen durchschnittlich pro Kinderfilm vor?

FF9: In wie vielen Filmausschnitten zeigen psychisch auffällige Figuren ihre Auffälligkeiten durchschnittlich?

FF10: Welchen Geschlechts sind Figuren mit psychischen Auffälligkeiten meist?

FF11: Welche sind die häufigsten psychischen Auffälligkeiten bei männlichen Figuren?

FF12: In wie vielen Filmausschnitten zeigen psychisch auffällige männliche Figuren ihre Auffälligkeiten durchschnittlich?

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

FF13: Welche sind die häufigsten psychischen Auffälligkeiten bei weiblichen Figuren?

FF14: In wie vielen Filmausschnitten zeigen psychisch auffällige weibliche Figuren ihre Auffälligkeiten durchschnittlich?

Darstellung psychischer Auffälligkeiten

FF15: Welche Darstellungen von Figuren mit psychischen Auffälligkeiten kommen insgesamt am häufigsten vor?

FF16: Welche Darstellungen von Figuren mit psychischen Auffälligkeiten kommen insgesamt am seltensten vor?

FF17: Werden Figuren mit verschiedenen Arten psychischer Auffälligkeiten unterschiedlich dargestellt und wenn ja, wie?

FF18: Welche Darstellungen von männlichen Figuren mit psychischen Auffälligkeiten kommen am häufigsten vor?

FF19: Welche Darstellungen von weiblichen Figuren mit psychischen Auffälligkeiten kommen am häufigsten vor?

FF20: Wie werden männliche Figuren, die eine oder mehrere der fünf unter männlichen Figuren häufigsten Auffälligkeiten aufweisen, meist dargestellt?

FF21: Wie werden weibliche Figuren, die eine oder mehrere der fünf unter weiblichen Figuren häufigsten Auffälligkeiten aufweisen, meist dargestellt?

FF22: Wie unterscheiden sich die Darstellungen von Figuren mit ein- bis zweimalig auftretenden psychischen Auffälligkeiten und von Figuren mit öfter auftretenden psychischen Auffälligkeiten?

Geschlechterunterschiede

FF23: In welchen Bereichen liegen die größten Geschlechterunterschiede vor?

Methode

Zur Beantwortung der Forschungsfragen wurde ein standardisiertes inhaltsanalytisches Verfahren (Rössler, 2017) mit qualitativen Elementen (Kuckartz, 2018) gewählt.

Stichprobe

Mithilfe des Suchfilters „Top MOVIEmeter“ von IMDbPro (IMDb.com, Inc.), der zahlungspflichtigen Version der Internet Movie Database (IMDb), wurde eine Stichprobe von Filmen generiert. Die Pro-Version von IMDb wurde verwendet, da sie ein präziseres Filtern

ermöglicht als die Gratis-Version. Im Suchfilter von IMDbPro können folgende Parameter präzisiert werden:

Type: Beschreibt die Art der Produktion (z.B. Video Game, TV Short, Short, TV Series etc).

Status: Beschreibt das Entwicklungsstadium, in dem sich der Film befindet (z.B. in Development, in Production, Released, Abandoned, etc.).

MOVIEmeter: Beschreibt die Position des Filmes in einem Ranking, das auf Basis Seitenaufrufe pro Film auf IMDb berechnet wird (IMDb.com, Inc.). (z.B. Top 500, 500-1000, usw.).

Release Year: Beschreibt, wann ein Titel veröffentlicht wurde/wird (IMDb.com, Inc.). Hier kann entweder ein einzelnes Jahr zwischen 2019 und 2023 ausgewählt werden oder mittels Eingabe in ein eigenes Suchfeld ein Zeitraum definiert werden.

Filming Location: Beschreibt, wo der Film gedreht wurde (z.B. Los Angeles).

Budget: Beschreibt die Gesamtsumme der Geldmittel, die für den Film aufgewendet wurden. Hier kann entweder ein bestimmter Bereich ausgewählt werden (z.B. <\$1MM oder \$1-5MM usw.) oder mittels Eingabe in ein eigenes Suchfeld eine Budgetspanne definiert werden.

U.S. Gross: Beschreibt die Brutto-Einnahmen berechnet in US-Dollar (IMDb.com, Inc.).

Country: Beschreibt das Land, in dem die Produktionsfirma des Titels ihren Sitz hat und woher – unabhängig vom Drehort – die Finanzierung stammt (IMDb.com, Inc.)(z.B. Japan, Canada, etc.).

Genre: Beschreibt die Gattung, welcher ein Film zuzurechnen ist (z.B. Action, Comedy, Drama, Horror, Family, Musical, u.v.m.).

Folgende Einstellungen wurden in besagtem Suchfilter zur Generierung der Stichprobe für die vorliegende Arbeit (IMDb.com, Inc.) getroffen:

Type: Es wurden die beiden Auswahlmöglichkeiten „Movie“ und „TV Movie“ gewählt, die in der deutschen Sprache mit dem Überbegriff „Spielfilm“ zusammengefasst werden können. Der Typus „TV Movie“ wurde einbezogen, da das Fernsehen nach wie vor ein von Kindern häufig genutztes Medium ist, sich der Kultivierungsansatz in seiner

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

ursprünglichen Form auf das Leitmedium Fernsehen stützt und Fernsehproduktionen daher nicht ausgeschlossen werden sollten. Kino-Produktionen wurden einbezogen, da sie zumeist nach Ablauf ihrer Kino-Laufzeit auf anderen Kanälen wie im linearen Fernsehen oder im non-linearen on-Demand Fernsehen und auf Streaming-Plattformen zur Verfügung gestellt bzw. auf Datenträger wie DVDs oder Blu-Rays bzw. in digitaler Form online zum Verkauf angeboten werden. Daher kann davon ausgegangen werden, dass Kinofilme potenziell ein breites Publikum erreichen, was im Hinblick auf die Kultivierungsthese von Bedeutung ist. Fernsehserien, Kurzfilme und andere Formate wurden bei der Stichprobenziehung ausgeschlossen. Die Entscheidung für die Fokussierung auf Langfilme erfolgte auf Basis der Argumente, die auch Lawson und Fouts (2004) ihrer Stichproben-Auswahl zugrunde legten: Demnach erlauben Langfilme nicht nur eine genauere Bestimmung der Charaktere als kürzere Formate, sondern sie fördern auch ein stärkeres Gefühl der Vertrautheit und eine intensivere Identifikation mit den Charakteren, wodurch sie im Vergleich zu anderen Medien potenziell einen größeren Einfluss auf Kinder haben. Zudem ist die Verstärkung des Einflusses von Filmen auf kindliche Wissensbestände und Einstellungen dadurch wahrscheinlicher, dass Langfilme oft mehrfach angesehen werden (Lawson & Fouts, 2004).

Status: Es wurden ausschließlich bereits veröffentlichte Filme ausgewählt, da nur diese potenziell ein breites Publikum erreicht haben.

MOVIEmeter: Keine der Auswahlmöglichkeiten wurde verwendet, da die Zahl der IMDb-Pageviews und das Ranking auf IMDb für die Beantwortung der Forschungsfrage irrelevant sind.

Release Year: Der zehnjährige Zeitraum 2009-2019 wurde ausgewählt, da die vorliegende Arbeit sich unter anderem auf die Grundannahmen des Kultivierungsansatzes stützt und Kultivierungseffekte sich kumulativ dadurch ergeben, dass Subjekte langfristig in einer Medienumwelt leben, in welcher sich ähnliche Botschaften laufend wiederholen. Da die Filmbranche von der Covid-19-Pandemie betroffen war, wurde ein Zeitraum vor Beginn der Pandemie gewählt.

Filming Location: Keine der Auswahlmöglichkeiten wurde verwendet, da der Drehort der Titel für die Beantwortung der Forschungsfrage irrelevant ist.

Budget: Keine der Auswahlmöglichkeiten wurde verwendet, da das Budget für die Beantwortung der Forschungsfrage irrelevant ist.

U.S. Gross: Keine der Auswahlmöglichkeiten wurde verwendet, da für die Beantwortung der Forschungsfrage die Resultate in dieser Hinsicht nicht eingeschränkt werden sollten.

Country: Keine der Auswahlmöglichkeiten wurde verwendet, da die Herkunft der Finanzierung für die Beantwortung der Forschungsfrage irrelevant ist. "Durch die zunehmende Internationalisierung und Liberalisierung der Medienmärkte werden neue Medienangebote für Heranwachsende zeitgleich distribuiert und beworben" (Süss, 2008, p. 366). Außerdem ist die finanzielle Risikominimierung mittels Ausstrahlung von Filmen, die anderswo bereits erfolgreich waren, eine gängige Praxis auf dem globalisierten Fernsehmarkt, was einen globalen Mainstream in Bezug auf das Kinderprogramm zur Konsequenz hat (Wegener, 2016).

Genre: Ausschließlich das Genre "*Family*" wurde verwendet, da es das einzige Genre aus der umfangreichen Liste ist, welches die Adressierung eines kindlichen Publikums zumindest indirekt ausdrückt.

Die mit Hilfe dieser Suchkriterien entstandene Liste wurde im nächsten Schritt absteigend nach den Brutto-Einnahmen sortiert. Die Entscheidung für diese Vorgehensweise basierte auf der Annahme, dass die finanziellen Einnahmen indirekt widerspiegeln, wie viele Menschen den Film tatsächlich gesehen haben. Die einzige alternative Option wäre die Sortierung der Liste nach dem Ranking im IMDb MOVIEmeter gewesen. Dabei handelt es sich um eine Rangliste, die wöchentlich durch Algorithmen im Eigentum von IMDbPro auf Basis der Anzahl der Aufrufe aller IMDb-Seiten und einer Reihe anderer Popularitäts-Maßstäbe neu berechnet wird (IMDb.com, Inc.). Wie genau besagter Algorithmus diese Berechnung vornimmt, ist für die Öffentlichkeit intransparent. Die Sortierung der Liste nach dem Ranking im IMDb MOVIEmeter wäre also eine wenig aussagekräftige Momentaufnahme zum Zeitpunkt der Stichprobengenerierung gewesen. Die obersten fünfzehn Filme der Liste wurden entsprechend ihrer Reihung in der Stichprobe aufsteigend nummeriert und in ihrer deutschsprachigen Version für die weitere Analyse herangezogen.

Erhebung

Test-Codier-Vorgang

Bevor die gesamte Stichprobe den beiden Codier-Vorgängen unterzogen wurde, fand ein Testdurchgang statt. Die Filme „*Die Unglaublichen 2*“, „*König der Löwen*“, „*Findet Dorie*“, „*Toy Story 3*“ und „*Zoomania*“ wurden dafür mit den Systematiken von (Oberreiter, 2017) und R. Smith (2007) codiert. Das Kategoriensystem von R. Smith (2007) wurde als Ausgangsbasis für die Weiterentwicklung des Kategoriensystems für den zweiten Codier-Vorgang genommen und wurde am Material um zusätzliche Kategorien erweitert (siehe *Anhang C*). Einige Kategorien aus der besagten Systematik wurden für das weitere Vorgehen auch mangels Anwendbarkeit auf die vorliegende Stichprobe aussortiert.

Erster Codier-Vorgang

Zur Bestimmung des psychopathologischen Status der Filmfiguren wurde die Systematik aus dem Text zur Diagnostik von Oberreiter (2017) verwendet. Diese Systematik unterscheidet thymopsychische und noopsychische Funktionen. Sämtliche Begriffe, welche in Oberreiter (2017) nicht in ausreichendem Detail erklärt oder ausgeführt wurden, wurden mit Hilfe des *Dorsch Lexikons der Psychologie* (Wirtz) näher erschlossen, bevor Oberreiters Systematik angewandt wurde.

Die Entscheidung, eine psychiatrische Systematik zur Klassifizierung der Figuren als auffällig oder unauffällig zu verwenden, geschah in Abgrenzung zur Methodik anderer Studien: Wilson et al. (1999b) klassifizierten jene Figuren, welche innerhalb eines Filmes von einer oder mehreren anderen Figuren als psychisch krank bezeichnet wurden, als Figuren mit psychischen Störungen. Den Forschenden fiel diesbezüglich aber auf, dass in den Fernseh Dramen – abgesehen von den Bezeichnungen durch andere Figuren – kaum andere konkrete Hinweise oder Symptome auf eine psychische Störung hindeuteten und dass in den meisten Fällen ein*e Psychiater*in auf Basis der durch den Film zur Verfügung gestellten Hinweise keine stichhaltige Diagnose hätte bestätigen können (Wilson et al., 1999b).

Bei dem im Rahmen dieser Arbeit erhobenen psychopathologischen Status der Filmfiguren kann allerdings ausdrücklich nicht von einem vollständigen psychopathologischen Status, wie er in der Psychiatrie erhoben wird, die Rede sein. Erstens ist bei Filmfiguren naturgemäß mangels Befragbarkeit kein vollständiger Diagnoseprozess durchführbar und zweitens sind nur psychiatrische Fachärzt*innen zu einer psychiatrischen Diagnostik befugt. Für eine vollständige psychiatrische Diagnose werden außerdem nicht nur die am Verhalten der Patient*innen beobachtbaren Symptome berücksichtigt, sondern auch jene Symptome, die diese im

Laufe der Anamnese schildern und jene Gefühle, die im Diagnoseprozess zwischen Patient*in und Psychiater*in übertragen und gegenübertragen werden (Oberreiter, 2017). Der in dieser Arbeit erstellte psychopathologische Status basiert hingegen ausschließlich auf den Ausdruckssymptomen (Oberreiter, 2017) der Filmfiguren.

Außerdem wird in dieser Arbeit ausdrücklich darauf verzichtet, auf Basis der erhobenen psychischen Auffälligkeiten Schlüsse auf psychische Störungen der Filmfiguren oder die Ursachen der an ihnen beobachtbaren Symptome zu ziehen. Erstens liefern die fragmentarischen Hinweise auf etwaige Störungen bei Weitem zu wenig Grundlage für eine seriöse Diagnostik, und zweitens muss zur Diagnose einer psychischen Störung stets ein Leidensdruck auf Seiten des Betroffenen oder seines sozialen Umfeldes gegeben sein. Da zu letzterem mangels Befragbarkeit von Filmfiguren nur gemutmaßt werden kann, wäre eine Diagnostik aus meiner Sicht nicht zulässig. An dieser Stelle sei auch erwähnt, dass ich mich in Ausbildung zur Psychotherapeutin befinde und somit über themenrelevante klinische Vorerfahrung verfüge.

Das detaillierte Codebuch für die beiden Codier-Vorgänge befindet sich im *Anhang C* und ist auch im Open Science Framework unter der URL <https://osf.io/m2fku/> permanent und öffentlich zugänglich. Während des ersten Codier-Vorganges wurden alle Filmausschnitte notiert, in denen Auffälligkeiten im psychopathologischen Status vorkommen. Außerdem wurden die Namen von allen Figuren mit Auffälligkeiten festgehalten, ihnen eine Nummer zugewiesen und notiert, zu welchem Film sie gehören. Zudem wurde für alle Figuren mit Auffälligkeiten ihr Gender, also ihr soziales Geschlecht, codiert. Das soziale Geschlecht der Filmfiguren wurde anhand der verwendeten Pronomen und Anreden als männlich oder weiblich festgestellt. Sofern das Geschlecht auf diese Weise nicht identifizierbar war, wurde das Geschlecht ihres jeweiligen Synchronsprechers / ihrer Synchronsprecherin herangezogen. In allen Fällen waren ausreichend Hinweise vorhanden, um das soziale Geschlecht einer Figur so festzustellen. Eine Auflistung sämtlicher als auffällig identifizierten Figuren mit Namen sowie deren sozialem Geschlecht und dazugehörigem Film-Code befindet sich in *Anhang D* und ist auch im Open Science Framework unter der URL <https://osf.io/th8my/> permanent und öffentlich zugänglich.

Zur besseren Nachvollziehbarkeit der Codierung möchte ich auf Folgendes hinweisen:

- 1) Für sämtliche Einschätzungen zu den thymopsychischen Funktionen der Filmfiguren wurde auch der Kontext des jeweiligen Verhaltens berücksichtigt. Der Begriff der Stimmung beispielsweise beschreibt eine "bestimmte augenblickliche Gemütsverfassung" (Bibliographisches Institut GmbH, 2021e). Auf eine bestimmte Art und Weise gestimmt zu sein, ist demnach für sich allein noch keine Auffälligkeit. Als Auffälligkeiten wurden

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

nur solche Verhaltensweisen gezählt, die in dem jeweiligen Kontext unangemessen erschienen. Es wurden nur solche Figuren als auffällig codiert, bei denen mindestens einmal mindestens eine weitere Auffälligkeit abgesehen von ihrer Stimmungslage auftrat, zum Beispiel wenn zu einer manischen Stimmung ein starker Rededrang, ein gesteigerter Antrieb oder gesteigerte Psychomotorik hinzukam.

- 2) Ob Figuren psychomotorisch auffällig sind, wurde in Relation zu den anderen Figuren desselben Filmes eingeschätzt, weil es sich bei sechs der Filme in der Stichprobe um Musicals handelt und außerdem alle Filme in der Stichprobe entweder zur Gänze animiert sind oder zumindest mehrere animierte Elemente enthalten. Musicals sind eine "populäre Gattung des Musiktheaters mit Elementen aus Drama, Operette, Revue und Varieté" (Bibliographisches Institut GmbH, 2021c). Es wurde daher davon ausgegangen, dass Filme dieser Gattung sich künstlerischer Mittel – also zum Beispiel tänzerischer, akrobatischer oder sängerischer Einlagen – bedienen, derer sich Filme, die keine Musicals sind, nicht bedienen. Außerdem wurde davon ausgegangen, dass auch in Animationsfilmen bewusst künstlerische Elemente, zum Beispiel der Übertreibung, eingesetzt werden. Gesangsszenen wurden daher grundsätzlich nicht codiert.
- 3) Das Verhalten von Figuren im Baby-, Kleinkind-, und Kindesalter wurde nicht codiert, weil kindliches Verhalten nicht an denselben Kriterien gemessen werden kann wie erwachsenes. Gewöhnliches, pubertäres Verhalten von Figuren im entsprechenden Alter wurde ebenso wenig als Auffälligkeit codiert, da Stimmungsschwankungen etc. bei Pubertierenden als normales Verhalten gelten. Das Verhalten pubertierender Figuren wurde nur in solchen Filmausschnitten als psychisch auffällig berücksichtigt, in denen diese sich ohne Zweifel auch für Pubertierende ungewöhnlich und überschießend verhielten.
- 4) Manche Filme enthalten im Abspann zusätzliches Material. Dieses wurde für die Codier-Vorgänge berücksichtigt.
- 5) Es wurde darauf verzichtet, Mutmaßungen zur Befindlichkeit der Filmfiguren anzustellen, da die Befindlichkeit "etwas Tieferes und Körpernäheres" (Oberreiter, 2017, p. 9) und "bestimmte Qualitäten des Erlebens" (Oberreiter, 2017, p. 9) beschreibt, die aus meiner Sicht am Filmmaterial nicht stichhaltig feststellbar waren.

Weitere Entscheidungen, die bezüglich einzelner Filme im Zuge des ersten Codier-Vorganges getroffen wurde, befinden sich zum Zwecke der Transparenz im *Anhang E*.

Zweiter Codier-Vorgang

In einem zweiten Codier-Vorgang wurden alle fünfzehn Filme erneut angesehen. In Anlehnung an die Methodologie von R. Smith (2007) wurde dabei notiert, wie die psychisch zuvor als auffällig identifizierten Figuren dargestellt wurden (siehe Anhang D). Im Zuge des zweiten Codier-Prozesses wurde die Entscheidung getroffen, nicht zu berücksichtigen, ob Gewalthandlungen im Kontext der jeweiligen filmischen Handlung gerechtfertigt waren oder nicht, um nicht zu verschleiern, dass jede Form von Gewalt unabhängig von ihrem Auslöser Gewalt ist.

Ergebnisse

Sämtliche Rohdaten sind im Open Science Framework permanent und öffentlich zugänglich. Rohdaten aus Codier-Vorgang 1 sind unter der URL <https://osf.io/xpk78/> zum Download verfügbar. Die kombinierten Rohdaten aus beiden Codier-Vorgängen sind unter der URL <https://osf.io/ehbq6/> zum Download verfügbar.

Psychische Auffälligkeiten: Anzahl, Art, Häufigkeit

FF1: In 15 von 15 analysierten Filmen (= 100 %) kamen Figuren mit psychischen Auffälligkeiten vor.

FF2: Wie aus *Tabelle 1* (siehe S. 59) und *Tabelle 2* (siehe S. 60) hervorgeht, kamen bis auf wenige Ausnahmen alle psychischen Auffälligkeiten, die im ersten Codier-Vorgang berücksichtigt wurden, mehrfach in der untersuchten Stichprobe vor. Von den theoretisch möglichen thymopsychischen Auffälligkeiten kamen nur die Affektdissoziation und die situationsunangemessen ausgeglichene Stimmung nicht vor (siehe Tabelle 1, S. 59). Da, wie bereits erwähnt, bei der Codierung auf Mutmaßungen zur Befindlichkeit der Filmfiguren verzichtet wurde, liegen diesbezüglich keine Daten vor. Im Bereich der Noopsyche kamen alle theoretisch möglichen Auffälligkeiten außer Schizophrenie-spezifische Denkstörungen in der Stichprobe vor (siehe Tabelle 2, S. 60).

FF3: Insgesamt kamen von 34 theoretisch möglichen psychischen Auffälligkeiten 29 (= 85%) in der Stichprobe vor.

FF4: Die gemessen an der Anzahl der Filmausschnitte (N = 517) häufigsten thymopsychischen Auffälligkeiten (siehe Tabelle 1, S. 59) waren in absteigender Reihenfolge:

1. psychomotorische Auffälligkeiten (n = 175),
2. ein läppischer Affekt (n = 150) und
3. eine dysphorische Stimmungslage (n = 129).

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Die gemessen an der Anzahl und dem Prozentanteil der davon betroffenen Figuren ($N = 143$) häufigsten thymopsychischen Auffälligkeiten (siehe *Tabelle 3*, S.61) waren in absteigender Reihenfolge:

1. psychomotorische Auffälligkeiten bei 51 % aller Figuren ($n = 73$),
2. ein läppischer Affekt bei 43 % aller Figuren ($n = 61$) und
3. ein überschießender Affekt bei 36 % aller Figuren ($n = 52$).

Die gemessen an der Anzahl der Filmausschnitte ($N = 517$) häufigsten noopsychischen Auffälligkeiten (siehe *Tabelle 2*, S. 60) waren in absteigender Reihenfolge:

1. ein auffälliges Tempo des Gedankenablaufs ($n = 114$),
2. auffällige Inhalte des Denkens und Sprechens ($n = 55$) und
3. eine auffälliger Gedankenablauf ($n = 35$).

Die gemessen an der Anzahl und dem Prozentanteil der davon betroffenen Figuren ($N = 143$) häufigsten noopsychischen Auffälligkeiten (siehe *Tabelle 4*, S. 62) waren in absteigender Reihenfolge:

1. ein auffälliges Tempo des Gedankenablaufs bei 38 % aller Figuren ($n = 54$),
2. ein auffälliger Gedankenablauf bei 13 % aller Figuren ($n = 18$) und
3. auffällige Inhalte des Denkens und Sprechens bei 13 % aller Figuren ($n = 18$).

FF5: Die durchschnittliche Figur mit psychischen Auffälligkeiten wies 4,41 verschiedene Auffälligkeiten auf, die allerdings nicht immer alle gleichzeitig auftraten. Die Standardabweichung liegt hier bei 2,63. Das bedeutet, dass eine hohe Streuung der Werte um den besagten Mittelwert vorliegt.

FF6: Psychische Auffälligkeiten von Filmfiguren kamen innerhalb der Stichprobe in durchschnittlich 34,13 Ausschnitten pro Film vor. Die Standardabweichung liegt hier bei 25,44. Das bedeutet, dass eine hohe Streuung der Werte um den besagten Mittelwert vorliegt.

Figuren mit psychischen Auffälligkeiten

FF7: Insgesamt kamen in der gesamten Stichprobe 143 Figuren mit psychischen Auffälligkeiten vor.

FF8: Pro Kinderfilm kamen durchschnittlich 9,53 Figuren mit psychischen Auffälligkeiten vor. Die Standardabweichung liegt hier bei 5,15. Das bedeutet, dass eine hohe Streuung der Werte um den besagten Mittelwert vorliegt.

FF9: Psychisch auffällige Figuren zeigten ihre Auffälligkeiten in durchschnittlich 3,58 Filmausschnitten. Die Standardabweichung liegt hier bei 3,74. Das bedeutet, dass eine hohe Streuung der Werte um den besagten Mittelwert vorliegt.

FF10: Von insgesamt 143 Figuren mit psychischen Auffälligkeiten in der Stichprobe waren 75,52 % Figuren ($n = 108$) männlich und 24,48 % Figuren ($n = 35$) weiblich. Von allen psychisch auffälligen Figuren zeigten mehr als die Hälfte (56,6 %) ihre Auffälligkeiten in nur einem oder zwei Filmausschnitten (siehe *Tabelle 5*, S. 63).

Wie aus *Tabelle 5* hervorgeht, zeigen 58 % ($n = 63$) der männlichen Figuren ($N = 108$) ihre Auffälligkeiten in ein bis zwei Filmausschnitten. Unter diesen 63 männlichen Figuren waren die häufigsten psychischen Auffälligkeiten ein läppischer Affekt (37 %) und eine auffällige Psychomotorik (37 %) (siehe *Tabelle 6*, S. 64 und *Tabelle 7*, S. 65).

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Tabelle 1*Anzahl der Filmausschnitte, in denen thymopsychische Auffälligkeiten vorkommen*

Psychische Funktion	Psychische Auffälligkeit	Anzahl Filmausschnitte		
		männliche Figuren ^a	weibliche Figuren ^b	Gesamt ^c
Stimmung	Mischbild	50	50	100
	manisch	55	24	79
	euphorisch	34	5	39
	ausgeglichen	0	0	0
	dysphorisch	99	30	129
	ängstlich	10	4	14
	depressiv	5	26	31
	apathisch	37	5	42
Befindlichkeit	positiv (lustbetont)	0	0	0
	negativ (Unwohlsein)	0	0	0
Affekt	überschießend	70	26	96
	läppisch	114	36	150
	labil	22	18	40
	flach	15	0	15
	arm	8	3	11
	starr	40	5	45
	Affektdissoziation	0	0	0
Affizierbarkeit	auffällig	18	12	30
Antrieb	gesteigert	54	43	97
	wechselnd	4	3	7
	Vermindert = gehemmt	8	11	19
Psychomotorik	auffällig	142	33	175
Biorhythmus	Schlafstörung	2	2	4
Ernährungstrieb	auffällig	4	0	4

Anmerkungen. ^a n = 357 ; ^b n = 160 ; ^c N = 517

Tabelle 2*Anzahl der Filmausschnitte, in denen noopsychische Auffälligkeiten vorkommen*

Psychische Funktion	Psychische Auffälligkeit	Anzahl Filmausschnitte		
		männliche Figuren ^a	weibliche Figuren ^b	Gesamt ^c
Bewusstsein	unklar	2	1	3
Orientierung	auffällig	9	15	24
Sensorium	Sinnestäuschungen	8	7	15
Intelligenz	auffällig	10	5	15
Gedächtnis	auffällig	2	16	18
Denken und Sprache				
	Konzentration vermindert	2	17	19
	Tempo des Gedankenablaufs auffällig	59	55	114
	Gedankenablauf auffällig	20	15	35
	Schizophrenie-spezifische Denkstörungen	0	0	0
	Inhalte auffällig	37	18	55

Anmerkungen. ^a n = 357 ; ^b n = 160 ; ^c N = 517

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Tabelle 3*Anzahl und Prozentanteile der Figuren mit thymopsychischen Auffälligkeiten, sortiert nach psychischem Funktionsbereich*

Psychische Funktion	Psychische Auffälligkeit	Betroffene Figuren					
		männlich ^a	% ^a	weiblich ^b	% ^b	gesamt ^c	% ^c
Stimmung	Mischbild	30	28	21	60	51	36
	manisch	23	21	9	26	32	22
	euphorisch	24	22	5	14	29	20
	ausgeglichen	0	0	0	0	0	0
	dysphorisch	39	36	12	34	51	36
	ängstlich	3	3	3	9	6	4
	depressiv	4	4	6	17	10	7
	apathisch	15	14	1	3	16	11
Befindlichkeit	positiv (lustbetont)	0	0	0	0	0	0
	negativ (Unwohlsein)	0	0	0	0	0	0
Affekt	überschießend	36	33	16	46	52	36
	läppisch	48	44	13	37	61	43
	labil	13	12	11	31	24	17
	flach	5	5	0	0	5	3
	arm	3	3	3	9	6	4
	starr	14	13	1	3	15	10
	Affektdissoziation	0	0	0	0	0	0
	auffällig	7	6	6	17	13	9
Affizierbarkeit							
Antrieb	gesteigert	29	27	12	34	41	29
	wechselnd	4	4	4	11	8	6
	vermindert= gehemmt	8	7	2	6	10	7
	auffällig	55	51	18	51	73	51
Psychomotorik	Schlafstörung	2	2	2	6	4	3
Biorhythmus							
Ernährungstrieb	auffällig	3	3	0	0	3	2

Anmerkungen. ^a n = 108 ^b n = 35 , ^c N = 143

Tabelle 4

Anzahl und Prozentanteile der Figuren mit noopsychischen Auffälligkeiten sortiert nach psychischem Funktionsbereich

Psychische Funktion	Psychische Auffälligkeit	Betroffene Figuren					
		männlich ^a	% ^a	weiblich ^b	% ^b	gesamt ^c	% ^c
Bewusstsein	unklar	2	2	2	6	4	3
Orientierung	auffällig	3	3	1	3	4	3
Sensorium	Sinnestäuschungen	7	6	3	9	10	7
Intelligenz	auffällig	5	5	3	9	8	6
Gedächtnis	auffällig	2	2	1	3	3	2
Denken und Sprache			0		0		0
	Konzentration vermindert	1	1	1	3	2	1
	Tempo des Gedankenab- laufs auffällig	39	36	15	43	54	38
	Gedankenablauf auffällig	14	13	4	11	18	13
	Schizophrenie-spezifische Denkstörungen	0	0	0	0	0	0
	Inhalte auffällig	12	11	6	17	18	13

Anmerkungen. ^a n = 108, ^b n = 35, ^c N = 143

Tabelle 5

Soziales Geschlecht der Figuren mit psychischen Auffälligkeiten, sortiert nach Häufigkeit des individuellen Auftretens der Auffälligkeiten

Soziales Geschlecht	Anzahl der betroffenen, psychisch auffälligen Figuren	
	ein- bis zweimalig auffällige Figuren ^a	über zweimalig auffällige Figuren ^b
Weiblich ^c	18	17
Männlich ^d	63	45

Anmerkungen. ^a n = 81, ^b n = 62, ^c n = 35, ^d n = 108

42 % (n = 45) der männlichen Figuren (N = 108) zeigten ihre Auffälligkeiten in drei oder mehr Filmausschnitten (siehe Tabelle 5). Unter diesen 45 männlichen Figuren lag die häufigste psychische Auffälligkeit im Bereich der Psychomotorik (71 %) (siehe Tabelle 6, S. 64; und Tabelle 7, S.65).

51 % (n = 18) der weiblichen Figuren (N = 35) zeigten ihre Auffälligkeiten in ein bis zwei Filmausschnitten (siehe Tabelle 5). Unter diesen 18 Figuren lag die häufigste psychische Auffälligkeit im Bereich der Psychomotorik (50 %) (siehe Tabelle 6, S. 64; und Tabelle 7, S. 65).

49 % (n = 17) der weiblichen Figuren (N = 35) zeigten ihre Auffälligkeiten in drei oder mehr Filmausschnitten (siehe Tabelle 5). Unter diesen Figuren war die häufigste psychische Auffälligkeit ein Mischbild im Bereich der Stimmung (76 %) (siehe Tabelle 6, S. 64; und Tabelle 7, S. 65).

FF11: Die gemessen am Prozentanteil der davon betroffenen männlichen Figuren (N = 108) häufigsten psychischem Auffälligkeiten (siehe Tabelle 3, S. 61; und Tabelle 4, S. 62) waren in absteigender Reihenfolge:

1. psychomotorische Auffälligkeiten bei 51 % aller männlichen Figuren (n = 55),
2. ein läppischer Affekt bei 44 % aller männlichen Figuren (n = 48),
3. ein auffälliges Tempo des Gedankenablaufs bei 36 % aller männlichen Figuren (n = 39), und eine dysphorische Stimmungslage bei ebenfalls 36 % aller männlichen Figuren (n = 39).

Tabelle 6

Anzahl und Prozentanteile der Figuren mit ein- bis zweimal und drei- oder mehrfach auftretenden thymopsychischen Auffälligkeiten

Psychische Funktion	Psychische Auffälligkeit	Betroffene, psychisch auffällige Figuren											
		ein-, bis zweimalig auffällige Figuren ^a						über zweimalig auffällige Figuren ^b					
		männlich ^c	% ^c	weiblich ^d	% ^d	gesamt ^e	% ^e	männlich ^f	% ^f	weiblich ^g	% ^g	gesamt ^h	% ^h
Stimmung	Mischbild	9	14	8	44	17	21	21	47	13	76	34	55
	manisch	7	11	2	11	9	11	16	36	7	41	23	37
	euphorisch	12	19	3	17	15	19	12	27	2	12	14	23
	ausgeglichen	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0
	dysphorisch	18	29	2	11	20	25	21	47	10	59	31	50
	ängstlich	0	0	0	0	0	0	3	7	3	18	6	10
	depressiv	2	3	0	0	2	2	2	4	6	35	8	13
	apathisch	4	6	0	0	4	5	11	24	1	6	12	19
Befindlichkeit	positiv (lustbetont)	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0
	negativ (Unwohlsein)	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0
Affekt	überschießend	15	24	5	28	20	25	21	47	11	65	32	52
	läppisch	23	37	5	28	28	35	25	56	8	47	33	53
	labil	2	3	3	17	5	6	11	24	8	47	19	31
	flach	2	3	0	0	2	2	3	7	0	0	3	5
	arm	2	3	1	6	3	4	1	2	2	12	3	5
	starr	3	5	0	0	3	4	11	24	1	6	12	19
	Affektdissoziation	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0
	auffällig	2	3	1	6	3	4	5	11	5	29	10	16
Affizierbarkeit Antrieb	gesteigert	9	14	3	17	12	15	20	44	9	53	29	47
	wechselnd	2	3	1	6	3	4	2	4	3	18	5	8
	vermindert	6	10	0	0	6	7	2	4	2	12	4	6
Psychomotorik	auffällig	23	37	9	50	32	40	32	71	9	53	41	66
Biorhythmus	Schlafstörung	1	2	0	0	1	1	1	2	2	12	3	5
Ernährungstrieb	auffällig	0	0	0	0	0	0	3	7	0	0	3	5

Anmerkungen. ^a n = 81 ; ^b n = 62, ^c n = 63 , ^d n = 18 , ^e n = 81, ^f n = 45, ^g n = 17, ^h n = 62

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Tabelle 7*Anzahl und Prozentanteil der Figuren mit ein- bis zweimal und drei- oder mehrfach auftretenden noopsychischen Auffälligkeiten*

Psychische Funktion	Psychische Auffälligkeit	Betroffene, psychisch auffällige Figuren											
		ein-, bis zweimalig auffällige Figuren ^a						über zweimalig auffällige Figuren ^b					
		männlich ^c	% ^c	weiblich ^d	% ^d	gesamt ^e	% ^e	männlich ^f	% ^f	weiblich ^g	% ^g	gesamt ^h	% ^h
Bewusstsein	unklar	1	2	1	6	2	2	1	2	1	6	2	3
Orientierung	auffällig	1	2	0	0	1	1	2	4	1	6	3	5
Sensorium	Sinnestäuschungen	2	3	0	0	2	2	5	11	3	18	8	13
Intelligenz	auffällig	2	3	0	0	2	2	3	7	3	18	6	10
Gedächtnis	auffällig	2	3	0	0	2	2	0	0	1	6	1	2
Denken und Sprache													
	Konzentration vermindert	0	0	0	0	0	0	1	2	1	6	2	3
	Tempo des Gedankenablaufs auffällig	19	30	7	39	26	32	20	44	8	47	28	45
	Gedankenablauf auffällig	9	14	1	6	10	12	5	11	3	18	8	13
	Schizophrenie-spezifische Denkstörungen	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0
	Inhalte auffällig	2	3	2	11	4	5	10	22	4	24	14	23

Anmerkungen. ^a n = 81, ^b n = 62, ^c n = 63, ^d n = 18, ^e n = 81, ^f n = 45, ^g n = 17, ^h n = 62

Für eine nach Häufigkeit des Auftretens sortierte Auflistung der einzelnen Auffälligkeiten bei männlichen Figuren siehe *Anhang F*.

Die gemessen an der Anzahl der Filmausschnitte ($N = 517$) häufigsten psychischen Auffälligkeiten bei männlichen Figuren (siehe Tabelle 1, S. 59; und Tabelle 2, S. 60) waren in absteigender Reihenfolge:

1. psychomotorische Auffälligkeiten ($n = 142$),
2. ein läppischer Affekt ($n = 114$), und
3. eine dysphorische Stimmungslage ($n = 99$).

FF12: Psychisch auffällige männliche Figuren zeigten ihre Auffälligkeiten in durchschnittlich 3,26 Filmausschnitten. Die Standardabweichung liegt bei 3,09. Das bedeutet, dass eine hohe Streuung der Werte um den besagten Mittelwert vorliegt.

FF13: Die gemessen am Prozentanteil der davon betroffenen weiblichen Figuren ($N = 35$) häufigsten psychischen Auffälligkeiten (siehe Tabelle 3, S. 61; und Tabelle 4, S. 62) waren in absteigender Reihenfolge:

1. ein auffälliges Mischbild im Bereich der Stimmung bei 60 % der weiblichen Figuren ($n = 21$),
2. psychomotorische Auffälligkeiten bei 51 % der weiblichen Figuren ($n = 18$), und
3. ein überschießender Affekt bei 46 % der weiblichen Figuren ($n = 16$).

Für eine nach Häufigkeit des Auftretens sortierte Auflistung der einzelnen Auffälligkeiten bei weiblichen Figuren siehe *Anhang G*.

Die gemessen an der Anzahl der Filmausschnitte ($N = 517$) häufigsten psychischem Auffälligkeiten bei weiblichen Figuren (siehe Tabelle 1, S. 59; und Tabelle 2, S. 60) waren in absteigender Reihenfolge:

1. ein auffälliges Tempo des Gedankenablaufs ($n = 55$).
2. ein auffälliges Mischbild im Bereich der Stimmung ($n = 50$), und
3. ein gesteigerter Antrieb ($n = 43$).

FF14: Psychisch auffällige weibliche Figuren zeigten ihre Auffälligkeiten in durchschnittlich 4,57 Filmausschnitten. Die Standardabweichung liegt bei 5,19. Das bedeutet, dass eine hohe Streuung der Werte um den besagten Mittelwert vorliegt.

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Darstellung psychischer Auffälligkeiten

FF15: Wie aus *Tabelle 8* (siehe S. 69) hervorgeht, kamen folgende Darstellungsformen von Figuren mit psychischen Auffälligkeiten (N = 143) in absteigender Reihenfolge am häufigsten vor:

1. auf 71% wurde durch andere Figuren mit Genervtheit, Irritation, Scham und/oder Ekel reagiert,
2. 59% wurden als gefährliche und angsteinflößende Gewalttäter*innen dargestellt,
3. 55% erfuhren Beistand, Hilfe, Unterstützung und/oder Trost durch andere Figuren,
4. 53% wurden selbst zu Opfern von körperlicher Gewalt,
5. 50% wollten sich selbst und ihre psychischen Auffälligkeiten verstehen und/oder sie erfuhren, dass andere Figuren ihre Sorgen, Anliegen und/oder ihre Auffälligkeiten verstehen wollten,
6. 49% wurden von anderen Figuren mittels Sprache und/oder abwertender Gesten abgewertet, und
7. 49% hatten Erfolg in dem, was sie taten und erreichten ihre Ziele zum Teil oder zur Gänze.

FF16: Wie aus *Tabelle 8* (siehe S. 69) hervorgeht, kamen folgende Darstellungsformen von Figuren mit psychischen Auffälligkeiten (N = 143) in absteigender Reihenfolge am seltensten vor:

1. 1% wurde die Schuld an ihren Problemen zugewiesen,
2. 7% wurden dauerhaft von ihren Auffälligkeiten geheilt, und
3. 11 % stereotypisierten, vorverurteilten oder stigmatisierten sich selbst.

FF17: Wie aus *Tabelle 9* (siehe S. 70) hervorgeht, wird auf psychisch auffällige Figuren unabhängig von deren spezifischer Auffälligkeit durch andere Figuren am häufigsten mit Irritation reagiert. Nur auf folgende Figuren trifft dies nicht zu:

- Figuren mit dysphorischer oder apathischer Stimmungslage, labilem oder starrem Affekt und/oder Auffälligkeiten im Bereich der Orientierungsfähigkeit werden am häufigsten als Opfer von psychischer Gewalt durch andere dargestellt.
- Figuren mit Sinnestäuschungen werden am häufigsten durch andere Figuren verteidigt.

In *Anhang H* befindet sich eine nach psychischen Auffälligkeiten sortierte Auflistung, die veranschaulicht, wie viele der von der jeweiligen Auffälligkeit betroffenen Figuren von den einzelnen Darstellungsformen tangiert sind.

FF18: Wie aus Tabelle 8 hervorgeht, kamen folgende Darstellungsformen von männlichen Figuren mit psychischen Auffälligkeiten (N = 108) in absteigender Reihenfolge am häufigsten vor:

1. Auf 70 % wurde durch andere Figuren mit Genervtheit, Irritation, Scham und/oder Ekel reagiert,
2. 61 % wurden als gefährliche, angsteinflößende Gewalttäter dargestellt,
3. 52 % wurden selbst zu Opfern von körperlicher Gewalt,
4. 49 % erfuhren Beistand, Hilfe, Unterstützung und/oder Trost durch andere Figuren, und ebenfalls 49 % wurden von anderen Figuren mittels Sprache und/oder abwertender Gesten abgewertet und/oder etikettiert und/oder ihnen wurden negative Eigenschaften zugeschrieben.

FF19: Wie aus Tabelle 8 (siehe S. 69) hervorgeht, kamen folgende Darstellungsformen von weiblichen Figuren mit psychischen Auffälligkeiten (N = 35) in absteigender Reihenfolge am häufigsten vor:

1. 74 % erfuhren Beistand, Hilfe, Unterstützung und/oder Trost durch andere Figuren; auf ebenfalls 74 % wurde durch andere Figuren mit Genervtheit, Irritation, Scham und/oder Ekel reagiert;
2. 66 % hatten Erfolg in dem, was sie taten und erreichten ihre Ziele zum Teil oder zur Gänze;
3. 57 % wurden selbst zu Opfern von körperlicher Gewalt; ebenfalls 57% wollten sich selbst und ihre psychischen Auffälligkeiten verstehen und/oder sie erfuhren, dass andere Figuren ihre Sorgen, Anliegen und/oder ihre Auffälligkeiten verstehen wollten; und
4. 54 % wurden als angsteinflößende Gewalttäterinnen dargestellt, von denen eine Gefahr für andere Figuren ausging.

FF20: Wie aus *Tabelle 10* (siehe S. 74) hervorgeht, sind männliche Figuren, die eine oder mehrere der fünf unter männlichen Figuren häufigsten Auffälligkeiten aufweisen, in absteigender Reihenfolge am häufigsten von folgenden Darstellungsformen betroffen:

- 1) Reaktion anderer Figuren mit Genervtheit, Irritation, Scham und/oder Ekel,
- 2) Darstellung als gefährliche, angsteinflößende Gewalttäter,
- 3) Reaktion anderer Figuren mit Beistand, Unterstützung und Hilfe.

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Tabelle 8*Darstellung von Figuren mit psychischen Auffälligkeiten*

Darstellungs- form	Hinweise auf Darstel- lungsform	Betroffene Figuren					
		Männlich a	% ^a	Weiblich ^b	% ^b	Gesamt ^c	% ^c
Positiv getönte Darstellung	Aktive Hilfesuche	38	35	15	43	53	37
	Beistand	53	49	26	74	79	55
	Körperliche Zuwen- dung	36	33	18	51	54	38
	Verteidigung	35	32	13	37	48	34
	Humor	20	19	7	20	27	19
	Verstehen wollen	52	48	20	57	72	50
	Erfolg	47	44	23	66	70	49
	Heilung	7	6	3	9	10	7
	Positiv getönte Selbs- treflexion	27	25	12	34	39	27
Negativ getönte Darstellung	Abwertung/ Etikettierung/ Zynismus	53	49	17	49	70	49
	Auslachen	26	24	10	29	36	25
	Schuld	1	1	0	0	1	1
	Vermeidung/ Isolation/ Ausgrenzung	25	23	11	31	36	25
	Täter*innenschaft/ Gefahr	66	61	19	54	85	59
	Opfer	56	52	20	57	76	53
	Ignorieren	34	31	14	40	48	34
	Genervtheit/ Irritation/ Scham/ Ekel	76	70	26	74	102	71
	Selbst-Stereotypisie- rung/ Selbst-Vorverurteilung/ Selbst-Stigmatisierung	10	9	6	17	16	11

Anmerkungen. ^a n = 108, ^b n = 35, ^c N = 143

Tabelle 9

Prozentanteile der von spezifischen Darstellungsformen betroffenen Figuren, sortiert nach Art der psychischen Auffälligkeit

Psychische Funktion	Psychische Auffälligkeit	Positiv getönte Darstellung										Negativ getönte Darstellung							
		Aktive Hilfesuche	Beistand	Körperliche Zuwendung	Verteidigung	Humor	Verstehen wollen	Erfolg	Heilung	Positiv getönte Selbstreflexion	Abwertung/ Etikettierung/ Zynismus	Auslachen	Schuld	Vermeidung/ Isolation/ Ausgrenzung	Täter*innenschaft/ Gefahr	Opfer	Ignorieren	Genervtheit/ Irritation/ Scham/ Ekel	Selbst-Stereotypisierung/ Selbst-Vorurteilung/ Selbst-Stigmatisierung
Stimmung	Mischbild ^a	53	75	53	39	29	63	73	8	49	59	25	0	31	57	57	45	82	22
	manisch ^b	44	72	69	50	31	47	69	6	38	50	28	0	38	63	66	53	75	9
	euphorisch ^c	48	62	48	38	24	59	55	0	34	48	28	0	17	48	52	48	90	3
	ausgeglichen	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
	dysphorisch ^d	2	59	71	45	41	18	59	63	10	37	67	33	2	31	78	65	29	75
	ängstlich ^e	50	83	83	67	17	100	83	17	33	100	33	0	67	50	83	83	100	50
	depressiv ^f	80	90	80	60	50	90	80	30	30	90	30	0	50	40	40	50	90	30
	apathisch ^g	13	19	13	38	0	44	44	19	13	44	31	0	25	56	63	38	44	13
Befindlichkeit	positiv	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
	negativ	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
Affekt																			
	überschießend ^h	58	73	50	40	19	60	62	8	33	67	33	0	31	75	63	35	73	13
	läppisch ⁱ	43	64	49	38	26	54	54	5	34	49	30	2	26	57	57	49	80	7

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Psychische Funktion	Psychische Auffälligkeit	Positiv getönte Darstellung								Negativ getönte Darstellung									
		Aktive Hilfesuche	Beistand	Körperliche Zuwendung	Verteidigung	Humor	Verstehen wollen	Erfolg	Heilung	Positiv getönte Selbstreflexion	Abwertung/ Etikettierung/ Zynismus	Auslachen	Schuld	Vermeidung/ Isolation/ Ausgrenzung	Täter*innenschaft/ Gefahr	Opfer	Ignorieren	Genervtheit/ Irritation/ Scham/ Ekel	Selbst-Stereotypisierung/ Selbst-Vorverurteilung/ Selbst-Stigmatisierung
	labil ^j	58	75	67	54	25	63	83	8	58	79	25	0	50	67	71	38	92	25
	flach ^k	20	20	0	80	20	20	80	0	0	80	60	0	60	0	60	60	20	0
	arm ^l	33	83	33	17	17	100	67	0	17	33	17	0	33	83	50	17	50	17
	starr ^m	13	27	13	47	0	47	47	13	13	53	33	0	27	67	73	40	47	7
	Affektdissoziation	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
Affizierbarkeit	auffällig ⁿ	38	85	85	54	38	62	85	0	46	54	38	0	38	46	77	62	92	8
Antrieb																			
	gesteigert ^o	51	73	61	41	29	51	71	7	37	54	27	0	29	51	63	63	83	17
	wechselnd ^p	75	88	38	50	13	88	63	0	38	75	50	0	38	63	75	50	88	50
	vermindert ^q	10	60	50	20	20	60	40	0	10	40	20	0	20	40	30	30	50	20
Psychomotorik	auffällig ^r	33	53	32	33	21	48	49	8	27	48	22	0	25	52	52	36	68	12
Biorhythmus	Schlafstörung ^s	75	75	100	75	75	75	75	25	75	25	75	0	25	25	25	75	100	50
Ernährungstrieb	auffällig ^t	67	100	33	67	33	0	67	0	0	67	33	0	67	67	67	67	100	33
Bewusstsein	unklar ^u	0	25	0	25	0	50	0	0	0	25	25	0	25	25	50	0	75	0

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Psychische Funktion	Psychische Auffälligkeit	Positiv getönte Darstellung										Negativ getönte Darstellung							
		Aktive Hilfesuche	Beistand	Körperliche Zuwendung	Verteidigung	Humor	Verstehen wollen	Erfolg	Heilung	Positiv getönte Selbstreflexion	Abwertung/ Etikettierung/ Zynismus	Auslachen	Schuld	Vermeidung/ Isolation/ Ausgrenzung	Täter*innenschaft/ Gefahr	Opfer	Ignorieren	Genervtheit/ Irritation/ Scham/ Ekel	Selbst-Stereotypisierung/ Selbst-Vorverurteilung/ Selbst-Stigmatisierung
Orientierung	auffällig ^v	50	75	75	100	25	75	75	25	25	75	50	0	25	75	100	75	100	50
Sensorium	Sinnestäuschungen ^w	60	80	80	90	40	50	80	10	50	50	40	0	50	60	80	30	80	40
Intelligenz	auffällig ^x	38	63	63	25	13	50	63	0	25	75	38	0	25	75	63	38	75	13
Gedächtnis	auffällig ^y	33	67	67	33	33	67	33	0	33	33	33	0	33	67	67	33	33	33
Denken und Sprache																			
	Konzentration vermindert ^z	100	100	100	100	100	100	100	0	100	50	100	0	50	50	50	100	100	50
	Tempo des Gedankenablaufs auffällig ^{ax}	44	56	41	33	19	57	57	7	28	50	26	0	26	46	50	48	80	9
	Gedankenablauf auffällig ^{bx}	33	44	44	50	17	50	61	0	28	78	44	0	44	33	61	61	78	28
	Schizophrenie-spezifische Denkstörungen	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
	Inhalte auffällig ^{cx}	61	67	50	17	11	67	61	6	33	67	17	0	28	67	56	67	78	17

Anmerkungen: ^a n= 51; ^b n= 32; ^c n= 29; ^d n= 51; ^e n= 6; ^f n= 10; ^g n= 16; ^h n= 52; ⁱ n= 61; ^j n= 24; ^k n= 5; ^l n= 6; ^m n= 15; ⁿ n= 13; ^o n= 41; ^p n= 8; ^q n= 10; ^r n= 73; ^s n= 4; ^t n= 3; ^u n= 4; ^v n= 4; ^w n= 10; ^x n= 8; ^y n= 3; ^z n= 2; ^{ax} n= 54; ^{bx} n= 18; ^{cx} n= 18

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Welcher Prozentanteil der männlichen Figuren mit den unter ihren Geschlechtsgenossen häufigsten Auffälligkeiten jeweils von den einzelnen Darstellungsformen betroffen ist, kann dem *Anhang I* entnommen werden.

FF21: Wie ebenfalls aus Tabelle 10 (siehe S. 74) hervorgeht, sind weibliche Figuren, die eine oder mehrere der fünf unter weiblichen Figuren häufigsten Auffälligkeiten aufweisen, in absteigender Reihenfolge am häufigsten von folgenden Darstellungsformen betroffen:

1. Erfahrung von Beistand, Hilfe, Unterstützung und/oder Trost,
2. Reaktion anderer Figuren mit Genervtheit, Irritation, Scham und/oder Ekel, und
3. Erfolg und Erreichung von Zielen.

Welcher Prozentanteil der weiblichen Figuren mit den unter ihren Geschlechtsgenossen häufigsten Auffälligkeiten jeweils von den einzelnen Darstellungsformen betroffen ist, kann dem *Anhang I* entnommen werden.

FF22: Wie aus *Tabelle 11* (siehe S. 75) hervorgeht, kamen folgende Darstellungsformen von Figuren, deren psychische Auffälligkeiten sich in nur ein- bis zwei Filmausschnitt zeigten (N = 81) in absteigender Reihenfolge am häufigsten vor:

1. Auf 68 % wurde mit Genervtheit, Irritation, Scham oder Ekel reagiert, und
2. 58 % der Fälle wurden sie als gefährliche, angsteinflößende Gewalttäter*innen dargestellt, und
3. 44 % erfuhren Beistand, Hilfe, Unterstützung und/oder Trost durch andere Figuren.

Sämtliche Hinweise auf positive wie negative Darstellungsformen trafen auf einen größeren Prozentsatz der über zweifach auffälligen Figuren zu als sie auf ein- bis zweimal auffällige Figuren zutrafen.

Wie ebenfalls aus Tabelle 11 (siehe S. 75) hervorgeht, kamen folgende Darstellungsformen von Figuren, deren psychische Auffälligkeiten sich in mehr als zwei Filmausschnitten zeigten (n = 62), in absteigender Reihenfolge am häufigsten vor:

1. Auf 76 % wurde mit Genervtheit, Irritation, Scham oder Ekel reagiert,
2. 74 % hatten Erfolg in dem, was sie taten und
3. 69 % erfuhren Beistand, Hilfe, Unterstützung und/oder Trost durch andere Figuren.

Tabelle 10

Anzahl der von bestimmten Darstellungsformen betroffenen, psychisch auffälligen Figuren, sortiert nach Geschlecht und Häufigkeit der psychischen Auffälligkeit

soziales Geschlecht	Psychische Auffälligkeit	Darstellungsform																	
		Positiv getönte Darstellung									Negativ getönte Darstellung								
		Aktive Hilfesuche	Beistand	Körperliche Zuwendung	Verteidigung	Humor	Verstehen wollen	Erfolg	Heilung	Positiv getönte Selbstreflexion	Abwertung/ Etikettierung/ Zynismus	Auslachen	Schuld	Vermeidung/ Isolation/ Ausgrenzung	Täter*innenschaft/ Gefahr	Opfer	Ignorieren	Genervtheit/ Irritation/ Scham/ Ekel	Selbst-Stereotypisierung/ Selbst-Vorverurteilung/ Selbststigmatisierung
männlich ^a	Psychomotorik auffällig	17	25	13	14	10	24	22	4	13	22	8	0	11	29	25	16	35	4
	Affekt läppisch	19	28	22	18	13	25	22	3	16	23	12	1	12	29	26	23	40	2
	Stimmung dysphorisch	23	25	15	16	6	24	22	4	14	27	14	1	11	33	27	10	31	5
	Tempo des Gedankenablaufs auffällig	18	20	15	12	6	24	18	3	11	18	8	0	7	19	17	16	31	1
	Affekt überschießend	20	23	15	14	6	21	19	3	10	26	12	0	10	29	24	10	28	3
	Summe	97	121	80	74	41	118	103	17	64	116	54	2	51	139	119	75	165	15
weiblich ^b	Stimmung Mischbild	10	18	12	9	6	14	16	3	10	10	6	0	8	9	12	9	16	5
	Psychomotorik auffällig	7	14	10	7	5	11	11	2	7	10	5	0	4	9	10	7	15	5
	Affekt überschießend	10	15	11	7	4	10	13	1	7	9	5	0	6	10	9	8	10	4
	Tempo des Gedankenablaufs auffällig	6	10	7	3	4	7	10	1	4	6	3	0	4	6	7	7	12	4
	Affekt läppisch	7	11	8	5	3	8	11	0	5	7	6	0	4	6	9	7	9	2
	Summe	40	68	48	31	22	50	61	7	33	42	25	0	26	40	47	38	62	20

Anmerkungen ^a n 108, ^b n = 35

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Tabelle 11*Darstellung von ein- bis zweimalig und über zweimalig auffälligen Figuren*

Darstellungsform	Betroffene, psychisch auffällige Figuren			
	ein- bis zweimalig auffällige Figuren ^a	% ^a	über zweimalig auffällige Figuren ^b	% ^b
<u>Hinweise auf eine positiv getönte Darstellung</u>				
Aktive Hilfesuche	17	21	36	58
Beistand	36	44	43	69
körperliche Zuwendung	21	26	33	53
Verteidigung	16	20	32	52
Humor	9	11	18	29
Verstehen wollen	34	42	38	61
Erfolg	24	30	46	74
Heilung	5	6	5	8
positiv getönte Selbstreflexion	15	19	24	39
<u>Hinweise auf eine negativ getönte Darstellung</u>				
Abwertung / Etikettierung / Zynismus	32	40	38	61
Auslachen	13	16	23	37
Schuld	1	1	0	0
Vermeidung / Isolation / Ausgrenzung	9	11	27	44
Täter*innenschaft / Gefahr	47	58	38	61
Opfer	34	42	42	68
Ignorieren	17	21	31	50
Genervtheit / Irritation / Scham / Ekel	55	68	47	76
Selbst-Stereotypisierung / Selbst-Vorverurteilung / Selbst-Stigmatisierung	5	6	11	18

Anmerkungen. ^a n = 81 · ^b n = 62

Geschlechterunterschiede

FF23: Die größten Geschlechterunterschiede in Bezug auf die Häufigkeiten einzelner psychischer Auffälligkeiten lagen in folgenden Bereichen vor (siehe Tabelle 3, S. 61; Tabelle 4, S. 62; und Tabelle 6, S.64):

Dysphorische Stimmung:

- Von den ein- bis zweimalig auffälligen männlichen Figuren zeigten insgesamt 29 % eine dysphorische Stimmungslage.
- Von den ein- bis zweimalig auffälligen weiblichen Figuren hingegen zeigten insgesamt 11% diese Auffälligkeit.
- Von den über zweimalig auffälligen männlichen Figuren zeigten insgesamt 47 % eine dysphorische Stimmungslage.
- Von den über zweimalig auffälligen weiblichen Figuren hingegen zeigten insgesamt 59 % diese Auffälligkeit.

Bei beiden Geschlechtern liegt der Prozentanteil der Figuren mit dysphorischer Stimmungslage unter jenen Figuren höher, welche zweimal oder öfter psychisch auffällig werden. Es fällt aber auf, dass unter den ein- bis zweimalig auffälligen Figuren prozentuell mehr männliche als weibliche dysphorisch waren und dass bei den zweimal oder öfter psychisch auffälligen Figuren umgekehrt prozentuell mehr weibliche als männliche diese Auffälligkeit zeigten.

Apathische Stimmung:

- Während 14 % aller männlichen Figuren eine apathische Stimmung zeigten, war diese Auffälligkeit nur bei 3 % aller weiblichen Figuren beobachtbar.
- Von den ein- bis zweimalig auffälligen männlichen Figuren zeigten insgesamt 6 % eine apathische Stimmung.
- Von den ein- bis zweimalig auffälligen weiblichen Figuren hingegen zeigte keine einzige diese Auffälligkeit.
- Von den über zweimalig auffälligen männlichen Figuren zeigten insgesamt 24 % eine apathische Stimmung.
- Von den über zweimalig auffälligen weiblichen Figuren hingegen zeigten insgesamt 6 % diese Auffälligkeit.

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Depressive Stimmung:

- Während 17 % aller weiblichen Figuren eine depressive Stimmung zeigten, war diese Auffälligkeit nur bei 4 % aller männlichen Figuren beobachtbar.
- Von den ein- bis zweimalig auffälligen männlichen Figuren zeigten insgesamt 3 % eine depressive Stimmung.
- Von den ein- bis zweimalig auffälligen weiblichen Figuren hingegen zeigte keine einzige diese Auffälligkeit.
- Von den über zweimalig auffälligen männlichen Figuren zeigten insgesamt 4 % eine depressive Stimmung.
- Von den über zweimalig auffälligen weiblichen Figuren hingegen zeigten insgesamt 35 % diese Auffälligkeit.

Mischbild im Bereich der Stimmung:

- Während 60 % aller weiblichen Figuren ein auffälliges Mischbild im Bereich der Stimmung zeigten, war diese Auffälligkeit nur bei 28 % aller männlichen Figuren beobachtbar.
- Von den ein- bis zweimalig auffälligen männlichen Figuren zeigten insgesamt 14 % ein auffälliges Mischbild im Bereich der Stimmung.
- Von den ein- bis zweimalig auffälligen weiblichen Figuren hingegen zeigten insgesamt 44% diese Auffälligkeit.
- Von den über zweimalig auffälligen männlichen Figuren zeigten insgesamt 47% ein auffälliges Mischbild im Bereich der Stimmung.
- Von den über zweimalig auffälligen weiblichen Figuren hingegen zeigten insgesamt 76 % diese Auffälligkeit.

Ängstliche Stimmung:

- Während 9 % aller weiblichen Figuren sich ängstlich zeigten, war diese Auffälligkeit nur bei 3 % aller männlichen Figuren beobachtbar.
- Von den über zweimalig auffälligen männlichen Figuren zeigten sich insgesamt 7 % ängstlich.
- Von den über zweimalig auffälligen weiblichen Figuren hingegen zeigten insgesamt 18 % diese Auffälligkeit.

Labiler Affekt:

- Während 31 % aller weiblichen Figuren einen labilen Affekt zeigten, war diese Auffälligkeit nur bei 12 % aller männlichen Figuren beobachtbar.
- Von den ein- bis zweimalig auffälligen männlichen Figuren zeigten insgesamt 3 % einen labilen Affekt.
- Von den ein- bis zweimalig auffälligen weiblichen Figuren hingegen zeigten insgesamt 17% diese Auffälligkeit.
- Von den über zweimalig auffälligen männlichen Figuren zeigten insgesamt 24 % einen labilen Affekt.
- Von den über zweimalig auffälligen weiblichen Figuren hingegen zeigten insgesamt 47% diese Auffälligkeit.

Flacher Affekt:

Während 5 % aller männlichen Figuren einen flachen Affekt zeigten, war diese Auffälligkeit bei keiner einzigen weiblichen Figur beobachtbar.

Starrer Affekt:

Während 13 % aller männlichen Figuren einen starren Affekt zeigten, war diese Auffälligkeit bei nur 3 % der weiblichen Figuren beobachtbar.

Armer Affekt:

Während 9 % aller weiblichen Figuren einen armen Affekt zeigten, war diese Auffälligkeit nur bei 3 % aller männlichen Figuren beobachtbar.

Antrieb:

Während 11 % aller weiblichen Figuren einen wechselnden Antrieb zeigten, war diese Auffälligkeit nur bei 4 % aller männlichen Figuren beobachtbar. Sämtliche Figuren mit auffälligem Ernährungstrieb waren männlich.

Intelligenz:

- Während 5 % aller männlichen Figuren eine Auffälligkeit im Bereich der Intelligenz zeigten, war dies bei 9 % der weiblichen Figuren beobachtbar.
- Von den ein- bis zweimalig auffälligen männlichen Figuren zeigten insgesamt 3 % eine Auffälligkeit im Bereich der Intelligenz.

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

- Von den ein- bis zweimalig auffälligen weiblichen Figuren hingegen zeigte keine einzige diese Auffälligkeit.
- Von den über zweimalig auffälligen männlichen Figuren zeigten insgesamt 7 % eine Auffälligkeit im Bereich der Intelligenz.
- Von den über zweimalig auffälligen weiblichen Figuren hingegen zeigten insgesamt 18% diese Auffälligkeit.

Die größten Geschlechterunterschiede in Bezug auf die Darstellung psychisch auffälliger Figuren lagen in absteigender Reihenfolge in folgenden Bereichen vor:

Selbst-Stereotypisierung/ Selbst-Vorverurteilung/ Selbst-Stigmatisierung:

Während sich 9% der männlichen psychisch auffälligen Figuren selbst stigmatisierten, vorverurteilten und/oder stigmatisierten, traf dies auf 17 % der weiblichen psychisch auffälligen Figuren zu.

Körperliche Zuwendung:

Während 33 % der männlichen psychisch auffälligen Figuren durch andere Figuren körperliche Zuwendung erfuhren, traf dies auf 51 % der weiblichen psychisch auffälligen Figuren zu.

Beistand:

Während 49 % der männlichen psychisch auffälligen Figuren Beistand, Hilfe, Unterstützung und/oder Trost durch andere Figuren erfuhren, traf dies auf 74 % der weiblichen psychisch auffälligen Figuren zu.

Heilung:

Während 6% der männlichen psychisch auffälligen Figuren dauerhaft von ihren Auffälligkeiten geheilt werden, trifft dies auf 9 % der weiblichen psychisch auffälligen Figuren zu.

Erfolg:

Während 44 % der männlichen psychisch auffälligen Figuren Erfolg in dem hatten, was sie taten, traf dies auf 66 % der weiblichen psychisch auffälligen Figuren zu.

Diskussion

Häufigkeit psychischer Auffälligkeiten bei Filmfiguren

Sämtliche Filme in der Stichprobe enthielten Figuren mit psychischen Auffälligkeiten. Von insgesamt 143 psychisch auffälligen Figuren zeigten mehr als die Hälfte (56,6 %) ihre Auffälligkeiten in nur ein bis zwei Filmausschnitten. Mehr als drei Viertel (85 %) der theoretisch möglichen psychischen Auffälligkeiten kamen zumindest einmal im untersuchten Material vor. Die einzigen Auffälligkeiten, die nicht in der Stichprobe vorkamen, waren eine ausgeglichene Stimmungslage, die ihrem Kontext unangemessen gewesen wäre, Affektdissoziationen und Schizophrenie-spezifische Denkstörungen. Da für die vorliegende Studie nicht psychische Störungen, sondern nur psychische Auffälligkeiten klassifiziert wurden, ist ein Vergleich mit der tatsächlichen globalen Prävalenz psychischer Störungen, wie er beispielsweise durch Lawson und Fouts (2004) vorgenommen wurde, an dieser Stelle nur bedingt möglich.

Im Vergleich zu bisherigen inhaltsanalytischen Studien, die die Prävalenz psychischer Störungen in Kinderfilmen untersuchten, lag die Prävalenz psychischer Auffälligkeiten in der vorliegenden Arbeit deutlich höher, was vermutlich daran liegt, dass psychische Störungen in der Regel aus einer Kombination mehrerer psychischer Auffälligkeiten bestehen und eine einzelne psychische Auffälligkeit noch keine psychische Störung darstellt. Der Unterschied könnte aber auch darauf zurückzuführen sein, dass in bisherigen Studien meist jene Figuren als Figuren mit psychischen Störungen klassifiziert wurden, welche von anderen Figuren als „psychisch krank“, „verrückt“ oder Ähnliches etikettiert wurden (Coverdale & Nairn, 2006; Lawson & Fouts, 2004; O. Wahl et al., 2003; Wilson et al., 2000). In der vorliegenden Studie erfolgte die Feststellung des psychopathologischen Status der Filmfiguren hingegen anhand der tatsächlich evidenten Symptome mit Hilfe einer psychiatrischen Systematik (Oberreiter, 2017). Daraus ergibt sich die Hypothese, dass möglicherweise die Gruppe der Filmfiguren, die aus psychiatrischer Perspektive psychisch auffällig sind, eine größere und eventuell sogar eine andere ist als die Gruppe jener Figuren, welche durch andere als „psychisch krank“ oder Ähnliches etikettiert werden.

Die hohen Standardabweichungen bei der Berechnung der durchschnittlichen Anzahl der Filmausschnitte, in denen Figuren psychische Auffälligkeiten zeigten, der durchschnittlichen Anzahl von psychisch auffälligen Figuren pro Film, der durchschnittlichen Anzahl verschiedener Auffälligkeiten pro Figur sowie der durchschnittlichen Anzahl der Filmausschnitte, in denen einzelne Figuren ihre Auffälligkeiten zeigten, lassen allesamt erkennen, dass diesbezüglich große Unterschiede zwischen den einzelnen Filmen innerhalb der Stichprobe vorlagen.

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Die Auffälligkeiten, die insgesamt prozentuell am häufigsten bei Filmfiguren auftraten, waren psychomotorische Auffälligkeiten, ein läppischer Affekt, ein auffälliges Tempo des Gedankenablaufs, ein überschießender Affekt, eine dysphorische Stimmungslage und ein auffälliges Mischbild im Bereich der Stimmung. Thymopsychische Auffälligkeiten waren also wesentlich häufiger als noopsychische. Im Vergleich zu jenen Figuren, deren Auffälligkeiten in nur ein- bis zwei Filmausschnitten vorkamen, zeigten über zweimalig auffällige Figuren prozentuell mehr als doppelt so häufig ein auffälliges Mischbild im Bereich der Stimmung, eine manische Stimmung, einen überschießenden Affekt und/oder psychomotorischen Auffälligkeiten.

Geschlechterunterschiede hinsichtlich der Häufigkeit psychischer Auffälligkeiten bei Filmfiguren

Während psychisch auffällige männliche Figuren ihre Auffälligkeiten in durchschnittlich 3,26 Filmausschnitten zeigten, zeigten weibliche Figuren ihre Auffälligkeiten in durchschnittlich 4,57 Filmausschnitten. Obwohl die Standardabweichung bei männlichen Figuren bei 3,09 und bei weiblichen Figuren bei 5,19 liegt, fällt auf, dass weibliche Figuren offenbar zwar seltener psychisch auffällig waren, dass sie aber, wenn sie von Auffälligkeiten betroffen waren, diese häufiger zeigten als ihre männlichen Pendants.

Annähernd drei Viertel aller Figuren mit psychischen Auffälligkeiten waren männlich und ein Viertel weiblich. Dieser höhere Anteil männlicher Figuren mit psychischen Auffälligkeiten entspricht den Erkenntnissen einer früheren Inhaltsanalyse von O. Wahl et al. (2003) ebenso wie den Erkenntnissen von Diefenbach (1997). Die insgesamt häufigsten psychischen Auffälligkeiten unter männlichen Figuren in der vorliegenden Arbeit waren die psychomotorische Auffälligkeit, ein läppischer Affekt, eine dysphorische Stimmung, ein auffälliger Gedankenablauf, und ein überschießender Affekt. Die insgesamt unter weiblichen Figuren häufigsten psychische Auffälligkeiten waren ein auffälliges Mischbild im Bereich der Stimmung, eine psychomotorische Auffälligkeit, ein überschießender oder läppischer Affekt und eine dysphorische Stimmungslage. Männliche Figuren waren tendenziell apathischer, affektflacher, affektstarrer, und hinsichtlich ihres Ernährungstriebes auffälliger als weibliche Figuren. Weibliche Figuren hingegen waren tendenziell depressiver, hatten häufiger ein auffälliges Mischbild im Bereich der Stimmung, Auffälligkeiten im Bereich der Intelligenz und/oder einen wechselnden Antrieb, waren ängstlicher, affektlabiler und affektärmer als männliche Figuren.

In der vorliegenden Stichprobe ist die Prävalenz psychischer Auffälligkeiten bei männlichen Figuren mehr als dreimal (um 308 %) höher als bei weiblichen Figuren. Obwohl psychische Auffälligkeiten und psychische Störungen nicht ohne Weiteres direkt verglichen werden können, fällt auf, dass sich dieses Ergebnis von der Geschlechterdifferenz in den realen, globalen Prävalenzen von psychischen Störungen deutlich abhebt: Weltweit sind Männer, wie bereits erwähnt, nur minimal stärker als Frauen von psychischen Erkrankungen betroffen (IHME; IHME). Dass weibliche Filmfiguren häufiger depressiv waren als männliche, entspricht zwar den globalen Statistiken – dass weibliche Figuren aber mehr als viermal häufiger depressiv waren als männliche, wird der globalen Realität aber nicht gerecht (James et al., 2018).

Der Anteil der Figuren, die ihre psychischen Auffälligkeiten nur ein- oder zweimal zeigten, war unter den männlichen Figuren höher (58 %) als bei den weiblichen (51 %). Bei männlichen Figuren, die ihre psychischen Auffälligkeiten nur ein- oder zweimal zeigten, waren am häufigsten ein läppischer Affekt und/oder eine auffällige Psychomotorik bemerkbar. Bei ihren weiblichen Pendants war am häufigsten eine auffällige Psychomotorik bemerkbar. Ein- bis zweimalig auffällige männliche Figuren waren im Vergleich zu ihren weiblichen Pendants dysphorischer und antriebsgeminderter. Umgekehrt waren ein- bis zweimalig auffällige weibliche Figuren im Vergleich zu ihren männlichen Pendants affektlabiler, psychomotorisch auffälliger und zeigten häufiger ein auffälliges Mischbild im Bereich der Stimmung.

Männliche Figuren, die öfter als zweimal auffällig waren, waren zur Hälfte psychomotorisch auffällig. Ihre weiblichen Pendants wiesen am häufigsten ein auffälliges Mischbild im Bereich der Stimmung auf. Über zweimalig auffällige männliche Figuren waren im Vergleich zu ihren weiblichen Pendants apathischer, affektstarrer und hinsichtlich ihrer Psychomotorik und ihres Ernährungstriebes auffälliger. Über zweimalig auffällige weibliche Figuren hingegen waren dysphorischer, ängstlicher, depressiver, affektlabiler, affektärmer, hatten häufiger ein auffälliges Mischbild im Bereich der Stimmung, Auffälligkeiten im Bereich der Intelligenz und des Gedächtnisses sowie Schlafstörungen als ihre männlichen Pendants. Sie zeigten auch alle drei Varianten eines auffälligen Antriebs häufiger als ihre männlichen Pendants. Über zweimalig auffällige männliche Figuren zeigten im Vergleich zu ihren nur ein- bis zweimalig auffälligen Geschlechtsgenossen sämtliche Varianten einer auffälligen Stimmung häufiger und waren außerdem häufiger hinsichtlich ihres Affektes überschießend, läppisch, labil und flach. Außerdem waren ihre Affizierbarkeit ebenso wie ihre Psychomotorik und ihr Ernährungstrieb häufiger auffällig und ihr Antrieb häufiger gesteigert. Über zweimalig auffällige weibliche Figuren

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

zeigten im Vergleich zu ihren seltener auffälligen Geschlechtsgenossinnen sämtliche mögliche Auffälligkeiten häufiger. Die einzige diesbezügliche Ausnahme war der euphorische Affekt.

Darstellung von Figuren mit psychischen Auffälligkeiten

Bei fast allen Figuren kamen sowohl Hinweise auf eine positiv getönte wie auch auf eine negativ getönte Darstellung vor. Auf eine simple Gegenrechnung der Summen der positiven und negativen Hinweise wurde verzichtet. Erstens, weil die positiven und negativen Hinweis-kategorien nicht jeweils Gegenpole waren und zweitens, weil im zweiten Codier-Vorgang nicht gezählt worden war, wie häufig die einzelnen Hinweise pro Figur im Material vorkamen, sondern nur festgehalten worden war, ob die Hinweise jeweils in Bezug auf eine Figur vorkamen oder nicht. Eine Gegenrechnung hätte demnach potenziell ein verzerrtes Bild ergeben. Insgesamt fanden sich im untersuchten Material sowohl Hinweise auf eine Diskriminierung, Stereotypisierung und Stigmatisierung psychisch auffälliger Figuren, wie auch auf einen von Toleranz, Unterstützung und Respekt geprägten Umgang mit diesen Figuren.

Mehr als die Hälfte aller Figuren mit psychischen Auffälligkeiten wurde mittels folgender Hinweise negativ getönt dargestellt: Auf sie wurde durch andere Figuren mit Genervtheit, Irritation, Scham und/oder Ekel reagiert, sie wurden als angsteinflößende Gewalttäter*innen dargestellt, von denen eine Gefahr für andere Figuren ausging oder wurden selbst zu Opfern von körperlicher Gewalt. Außerdem wurde beinahe die Hälfte aller Figuren mit psychischen Auffälligkeiten von anderen Figuren mittels Sprache und/oder abwertender Gesten abgewertet und/oder etikettiert und/oder ihnen wurden negative Eigenschaften zugeschrieben.

Der Prozentanteil der Figuren, die als Täter*innen dargestellt wurden, lag in der vorliegenden Studie mit 59 % niedriger als in der Inhaltsanalyse von O. Wahl et al. (2003), in der 67 % der als psychisch krank etikettierten Figuren in Kinderfilmen gewalttätig waren. Insgesamt fügt sich der hohe Anteil gewalttätiger Figuren aber ein in den Tenor der bisherigen inhaltsanalytischen Studien im Forschungsfeld (O. Wahl, 2003). Im Vergleich zu den Ergebnissen der Inhaltsanalyse von O. Wahl et al. (2003) lagen die Prozentanteile der psychisch auffälligen Figuren, die durch andere ausgeschlossen werden und jener, die von anderen geschützt werden, in der vorliegenden Arbeit deutlich niedriger, und der Prozentanteil der auffälligen Figuren, die zu Opfern werden, lag wesentlich höher. Wobei an dieser Stelle angemerkt werden muss, dass sich O. Wahl et al. (2003) sowohl einer anderen methodischen Vorgehensweise bedienten, als auch ihre Stichprobe nur 15 Figuren umfasste.

Positiv getönt dargestellt wurde mehr als die Hälfte aller Figuren mit psychischen Auffälligkeiten mittels folgender Hinweise: Sie erfuhren Beistand, Hilfe, Unterstützung und/oder Trost durch andere Figuren. Genau die Hälfte aller Figuren mit psychischen Auffälligkeiten wollte sich selbst und ihre psychischen Auffälligkeiten verstehen und/oder erfuhr, dass andere Figuren ihre Sorgen, Anliegen und/oder ihre Auffälligkeiten verstehen wollten. Außerdem hatte beinahe die Hälfte aller Figuren mit psychischen Auffälligkeiten Erfolg in dem, was sie tat und anstrebte. Da der Großteil der bisherigen Studien zur Darstellung psychischer Störungen in Kinderfilmen primär auf negative Darstellungen, Stigmatisierung und Stereotypisierung fokussiert (Wilson et al., 2000, 2000), können die Ergebnisse der vorliegenden Studie an dieser Stelle ausschließlich mit jenen von O. Wahl et al. (2003) verglichen werden. Trotz der Tatsache, dass O. Wahl et al. (2003) eine andere Methodik als die vorliegende Arbeit anwandten, decken sich die Resultate dahingehend, dass auch in besagter Studie mehr als die Hälfte der als „psychisch krank“ oder ähnlich etikettierten Figuren Kontakte zu anderen Figuren pflegte, und/oder Erfolg hatte.

Weniger als ein Viertel aller Figuren mit psychischen Auffälligkeiten wurde in der vorliegenden Stichprobe durch Hinweise auf eine Selbst-Stereotypisierung, Selbst-Vorverurteilung und/oder Selbst-Stigmatisierung negativ getönt dargestellt. Genau ein Viertel aller Figuren mit psychischen Auffälligkeiten wurde von anderen Figuren gemieden, isoliert und ausgegrenzt. Nur einer einzigen Figur wurde die Schuld an ihren Problemen zugewiesen. Weniger als ein Viertel aller Figuren mit psychischen Auffälligkeiten wurde positiv getönt dargestellt, da Hinweise auf eine dauerhafte Heilung oder einen humorvollen Umgang, der nicht auf Kosten der Betroffenen festgestellt werden konnten.

Bei der gleichzeitigen Betrachtung von Hinweisen auf eine positive und negativ getönte Darstellung zeigt sich, dass unabhängig von deren spezifischer Auffälligkeit auf psychisch auffällige Figuren durch andere Figuren am häufigsten mit Genervtheit, Irritation, Scham und/oder Ekel reagiert wurde. Auch bei der differenzierten Betrachtung der Art und Weise, wie Betroffene von einzelnen psychischen Auffälligkeiten jeweils dargestellt werden, zeigte sich, dass auf den Großteil der psychischen Auffälligkeiten am häufigsten genervt, irritiert, beschämt oder angeekelt reagiert wird. Nur auf Figuren mit den folgenden Auffälligkeiten traf dies nicht zu: Figuren mit dysphorischer oder apathischer Stimmungslage und/oder Auffälligkeiten im Bereich der Orientierungsfähigkeit wurden am häufigsten als Opfer von psychischer Gewalt durch andere dargestellt. Figuren mit Sinnestäuschungen wurden am häufigsten durch andere Figuren verteidigt. Depressive Figuren, Figuren mit auffälligem Gedankenablauf, Figuren mit

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Auffälligkeiten im Bereich der Intelligenz sowie ängstliche Figuren erfuhren allesamt gleich häufig Abwertungen wie irritierte Reaktionen.

Die Darstellung von Figuren, deren psychische Auffälligkeiten sich in nur ein- bis zwei Filmausschnitten zeigten, war insgesamt überwiegend negativ. Die Darstellung von Figuren, deren psychische Auffälligkeiten sich in über zwei Filmausschnitt zeigten, war insgesamt positiver als die von nur einmalig auffälligen Figuren.

Geschlechterunterschiede hinsichtlich der Darstellung von Figuren mit psychischen Auffälligkeiten

Von sämtlichen – positiven wie negativen – Hinweiskategorien war jeweils ein größerer Prozentsatz der weiblichen als der männlichen Figuren betroffen. Die einzige diesbezügliche Ausnahme war die Darstellung als Täter*in, von der prozentuell mehr männliche als weibliche Figuren betroffen waren.

Sowohl bei männlichen als auch bei weiblichen Figuren mit psychischen Auffälligkeiten war unter den Hinweisen auf eine negativ getönte Darstellung eine genervte, irritierte, beschämte und/oder angeekelte Reaktion anderer Figuren auf die auffällige Figur am häufigsten. Männliche Figuren waren am zweithäufigsten von einer Darstellung als gefährliche, angsteinflößende Täter*innen betroffen, weibliche hingegen nur am dritthäufigsten. Bei weiblichen Figuren war die Darstellung als Opfer am zweithäufigsten, bei männlichen am dritthäufigsten. Zusammenfassend lässt sich diesbezüglich sagen, dass auffällige Figuren beider Geschlechter häufig als Opfer und häufig als Täter*innen dargestellt werden, dass aber männliche Figuren häufiger als Täter als als Opfer dargestellt werden, während weibliche Figuren umgekehrt häufiger als Opfer als als Täterinnen dargestellt werden. Damit bedienen Kinderfilme ein altes, tradiertes Rollenklischee, demzufolge Männer eher aktiv und Frauen eher passiv seien (Geiger, 2008; Schaffer, 2008).

Von allen theoretisch möglichen Hinweisen auf eine positiv getönte Darstellung war jeweils weniger als die Hälfte der männlichen Figuren betroffen. Bei den weiblichen Figuren zeigte sich diesbezüglich ein anderes Bild: Mehr als die Hälfte von ihnen erfuhr Beistand, Hilfe, Unterstützung und/oder Trost durch andere Figuren, hatte Erfolg in dem, was sie tat, erlebte körperliche Zuwendung, wollte sich selbst und ihre psychischen Auffälligkeiten verstehen und/oder erfuhr, dass andere Figuren ihre Sorgen, Anliegen und/oder ihre Auffälligkeiten verstehen wollten.

Bei beiden Geschlechtern zeigten jeweils weniger als ein Viertel der Figuren mit psychischen Auffälligkeiten Anzeichen einer Selbst-Stigmatisierung, einer permanenten Heilung und/oder eines humorvollen Umgangs, der nicht auf ihre Kosten ging. Insgesamt wurden weibliche Figuren mit psychischen Auffälligkeiten häufiger als männliche positiv dargestellt. Dies zeigte sich auch bei der differenzierten Betrachtung der Darstellung der unter beiden Geschlechtern jeweils häufigsten psychischen Auffälligkeiten: Während auf männliche Figuren, die eine oder mehrere der fünf unter ihren Geschlechtsgenossen häufigsten Auffälligkeiten aufweisen, durch andere Figuren am häufigsten mit Genervtheit, Irritation, Scham und/oder Ekel reagiert wurde, erfuhren ihre weiblichen Pendants am häufigsten Beistand, Hilfe, Unterstützung und/oder Trost durch andere Figuren. Männliche Figuren mit einer oder mehreren der fünf unter ihren Geschlechtsgenossen häufigsten Auffälligkeiten wurden am zweithäufigsten als angsteinflößende Gewalttäter dargestellt und am dritthäufigsten als Opfer von körperlicher Gewalt. Auf ihre weiblichen Pendants wurde am zweithäufigsten mit Genervtheit, Irritation, Scham und/oder Ekel reagiert. Am dritthäufigsten hatten die weiblichen Figuren Erfolg in dem, was sie taten.

Implikationen

Folgt man der Argumentation der Mediensozialisationsforschung, so ist davon auszugehen, dass Kinder auch die Filme in der Stichprobe zur Bewältigung ihrer jeweiligen Entwicklungsaufgaben (Robert J. Havighurst, 1956a; Robert James Havighurst, 1974) nutzen (Fleischer & Hajok, 2019; Greve & Thomsen, 2019). Je nachdem, vor welche Herausforderungen das Leben ein Kind gerade stellt, wird sich sein Fokus bei der Rezeption des jeweiligen Filmes deutlich von Fokus anderer Kinder unterscheiden (Fleischer, 2014; Fleischer & Grebe, 2014; Fleischer & Hajok, 2019; Fuhs, 2014; Moser, 2014; Ohler & Nieding, 2006; Paus-Haase, 2000, 2000, 2000; Wegener, 2014, 2016). Aus Sicht der Mediensozialisationsforschung können demnach keine verallgemeinerbaren Annahmen über die wahrscheinliche Wirkung von Kinderfilmen auf ihre Rezipient*innen aufgestellt werden. Nachdem aber bekannt ist, dass sich Kinder besonders für Orientierungshilfen interessieren, die sie lehren, wie Menschen miteinander umgehen und was sie im Laufe ihres Lebens alles erwartet (Fleischer & Grebe, 2014; Oerter & Dreher, 1998), ist wahrscheinlich, dass sich Kinder auch für den Umgang mit solchen Figuren interessieren, deren Verhalten von der sozialen Norm abweicht. Die Annahme, jedes Kind würde die medial vermittelten Verhaltensweisen unhinterfragt und gleichsam automatisch in sein eigenes Handlungsrepertoire übernehmen, ist aus der Perspektive der Mediensozialisation aber nicht zulässig, weil bekannt ist, dass Medieninhalte bei Kindern durchaus Reflexionsprozesse zu Fragen der Moral auslösen können (Süss, 2008).

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Vor dem Hintergrund des Kultivierungsansatzes und der sozialkognitiven Lerntheorie hingegen sind die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit zumindest zum Teil als potenziell problematisch einzustufen. Geht man wie Anhänger*innen des Kultivierungsansatzes davon aus, dass Menschen, die häufig fernsehen, ihre Wahrnehmung der Realität dem inhaltlichen Kanon dieses Mediums angleichen (Gerbner et al., 1986; Signorielli et al., 2019), so könnte man angesichts der vielfach belegten, extensiven Fernsehnutzung von Kindern und den Ergebnissen der vorliegenden Studie teilweise alarmiert sein.

Dem Kultivierungsansatz zu Folge beeinflusst der Film- und Fernsehkonsum nicht nur die Einstellungen von Menschen gegenüber verschiedenen sozialen Gruppen, sondern auch ihre Interpretation alltäglicher Situationen (Bilandzic & Busselle, 2012; Dixon, 2008; Quick, 2009). Bei Anwendung des Kultivierungsansatzes auf die vorliegenden Ergebnisse würde das bedeuten, dass Kinder aus Kinderfilmen lernen könnten, dass Personen – und insbesondere männliche Personen – mit psychischen Auffälligkeiten häufig gefährliche Täter*innen sind. Dementsprechend feindselige bzw. ängstliche Einstellungen und negative Erwartungshaltungen könnten Kinder gegenüber psychisch Auffälligen entwickeln.

Geht man außerdem wie Bilandzic und Busselle (2012) davon aus, dass Kinder, die oft fernsehen, auch häufig die Gelegenheit haben, zu erlernen, welche Handlungsmuster und -abfolgen typischerweise in bestimmten sozialen Situationen geboten sind, und welche emotionale Reaktionen welchen Situationen angemessen sind, so ist unter anderem der in der Stichprobe häufig dargestellte viktimisierende und irritierte Umgang anderer Figuren mit psychisch auffälligen Figuren als potenziell problematisch einzustufen. Dem Kultivierungsansatz zu Folge müssten Kinder, die viele Filme wie jene in der Stichprobe sehen, unter anderem davon ausgehen, dass sie selbst, wenn sie jemals depressiv werden sollten, gleich wahrscheinlich dafür Verständnis und Beistand zu erfahren, wie Abwertung und irritierte Reaktionen zu ernten. Die Darstellung von depressiven und anderen Figuren in Kinderfilmen hat somit das Potenzial, sich negativ auf das Hilfesuchverhalten der Rezipient*innen auszuwirken (Arboleda-Flórez, 2003; Brown & Bradley, 2002), was wiederum potenziell zu einer Verlängerung individuellen Leids (Chandra & Minkovitz, 2007; Christiana et al., 2000; DeLuca, 2020; Anthony F. Jorm, 2012; Kessler et al., 2007; Klin & Lemish, 2008; B. G. Link et al., 1999; C. T. Miller & Major, 2003) und zu einem weiteren Anstieg der volkswirtschaftlichen Kosten (Eaton et al., 2008; Global Burden of Disease Collaborative Network, 2020; World Health Organization - Department of Mental Health und Substance Dependence, 2003) beitragen könnte.

Die Hypothesen, die sich aus der Anwendung des Kultivierungsansatzes ergeben, sind von besonderer sozialpolitischer Bedeutung, da nicht nur Depressionen die weltweit häufigste psychische Störung darstellen (Global Burden of Disease Collaborative Network, 2020), sondern Kinder aus unterprivilegierten Schichten auch erstens ein höheres Risiko haben, psychische Störungen zu entwickeln (World Health Organization - Department of Mental Health und Substance Dependence, 2003) und zweitens eine höhere Fernsehnutzung aufweisen als Kinder aus anderen sozialen Schichten (Kutscher, 2014).

Angesichts der zahlreichen Belege für die hohe Verbreitung von Stereotypen, Vorurteilen und Stigmata unter Erwachsenen (A. B. Fox et al., 2018; Anthony F. Jorm, 2012; Bernice A. Pescosolido et al., 2013; Rüsch et al., 2005) kann außerdem davon ausgegangen werden, dass der Kultivierungseffekt in Bezug auf Einstellungen gegenüber Personen mit psychischen Störungen bei Kindern nicht wie in anderen Studien durch elterliches Co-Viewing und/oder Einbindung in kohäsive soziale Gruppen abgeschwächt werden würde (Gross & Morgan, 1985; N. Rothschild, 1984; Nancy Rothschild & Morgan, 1987; Signorielli et al., 2019).

Aus der Forschung von Anhänger*innen der sozialkognitiven Lerntheorie ist bekannt, dass Kinder von medial vermittelten Modellen lernen können (A. Bandura, 1961; A. Bandura et al., 1963a, 1963b; A. Bandura, 1965; Albert Bandura, 1969; Albert Bandura & Olligschläger, 1979; Albert Bandura & Walthers, 1963), und dass sie das so angeeignete praktische Wissen mit größerer Wahrscheinlichkeit anwenden, wenn die medialen Vorbilder Erfolg, Prestige, Status, Kompetenz und Ressourcen haben (A. Bandura et al., 1963a; A. Bandura, 1965). Um besser einschätzen zu können, wie wahrscheinlich es ist, dass Kinder die in Filmen vermittelten Handlungsmuster in der Praxis tatsächlich imitieren, wäre es daher relevant, zu wissen, welche Filmfiguren mit welchen Eigenschaften wie häufig für welches Verhalten gegenüber psychisch auffälligen Figuren belohnt oder bestraft werden. Dahingehende Details wurden für die vorliegende Arbeit jedoch nicht erhoben. Erhoben wurde jedoch, mit welchen Verhaltensweisen Filmfiguren begegnet wird, die sich normabweichend verhalten. Die Bandbreite möglicher Verhaltensweisen, die Kinder von Modellen aus der Stichprobe lernen können, ist groß. Betrachtet man die Ergebnisse aus dem zweiten Codier-Vorgang der vorliegenden Studie im Lichte von Banduras Erkenntnissen, so bietet der hohe Prozentsatz psychisch auffälliger Figuren, die als Täter*innen dargestellt werden, Anlass zur Sorge. Aus der Forschung Banduras geht nämlich hervor, dass Menschen mit destruktiven Verhaltensimpulsen enthemmt werden können, wenn diejenigen, gegen die sie sich richten, in negativem Licht betrachtet werden (Albert Bandura, 1999, 2001, 2002b, 2014). So kann es dazu kommen, dass die eigentlichen Opfer zu

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

vermeintlichen Täter*innen stilisiert werden, die zu bestrafen gerecht und gerechtfertigt erscheint (Albert Bandura, 1999, 2001, 2002b, 2014).

Welche konkreten Arten des Umgangs mit psychischen Auffälligkeiten sich einzelne Kinder aber tatsächlich aneignen, wird in der Praxis nicht nur davon abhängen, wie häufig diese Umgangsformen im Material vorkommen, sondern unter anderem auch davon, mit welche(n) Figur(en) sich die Kinder identifizieren und welche Figur(en) sie sich als Vorbilder aussuchen. Außerdem ist die Antwort auf die Frage nach der Wahrscheinlichkeit, dass Kinder tatsächlich von filmisch vermittelten Modellen lernen, davon abhängig, wie aufmerksam und motiviert die Rezipient*innen jeweils sind, inwieweit sie zur praktischen Umsetzung des Gelernten überhaupt fähig sind und wie fortgeschritten ihre kognitive Entwicklung ist (Albert Bandura, 2001; Fleischer, 2014; Fleischer & Grebe, 2014; Fleischer & Hajok, 2019; Fuhs, 2014; Moser, 2014; Ohler & Nieding, 2006; Paus-Haase, 2000, 2000, 2000; Wegener, 2014, 2016).

In Bezug auf die vermittelten Geschlechterrollen können die Ergebnisse der vorliegenden Studie als teilweise alarmierend betrachtet werden. Geht man davon aus, dass Kinder in Medien gezielt nach Orientierungshilfen zu Geschlechterfragen suchen (Dogutas, 2021; Klein, 2019; Leaper & Farkas, 2015), dass sie von medial vermittelten Modellen vermeintlich geschlechtstypische Verhaltensweisen erlernen und langfristig ihre Einstellungen sowie ihre Wahrnehmung der Realität den Medieninhalten angleichen (Ashby & Wittmaier, 1978; Bussey & Bandura, 1999; Golden & Jacoby, 2018; Lauzen et al., 2008; O'Bryant & Corder-Bolz, 1978; Wille et al., 2018; Witt, 2000), so ergeben sich eine Reihe von potenziell problematischen Hypothesen hinsichtlich der Wirkungen der Kinderfilme auf ihr Publikum: Kinder, die mehr fernsehen als andere müssten auf Basis der untersuchten Filme beispielsweise eher davon ausgehen, dass Männer bzw. Buben wesentlich häufiger psychisch auffällig sind als Frauen bzw. Mädchen, was jedoch nicht der Realität entspricht (James et al., 2018). Außerdem könnten Kinder aus den untersuchten Kinderfilmen erlernen, dass psychisch auffälligen Frauen eher Hilfe, Unterstützung, Zuwendung und Verständnis zuteilwird als Männern, und dass Männer mit einer schlechteren Behandlung zu rechnen haben, wenn sie auffällig werden. Es ist davon auszugehen, dass diese Erwartungshaltungen sich unter anderem auf die Bereitschaft der Rezipient*innen auswirken, künftig bei Bedarf für sich selbst oder andere Hilfe zu suchen (Coppens et al., 2013; Corrigan & Watson, 2002; Goepfert et al., 2019; Nam et al., 2013; Rüsch et al., 2005).

Auch dass die untersuchten Filme tradierte Rollenklischees (Ellemers, 2018) bedienen, indem sie weibliche Figuren häufiger als passive Opfer und männliche als aktive Täter

darstellen (Geiger, 2008; Schaffer, 2008), ist in Anbetracht des eingangs dargelegten Forschungsstandes bedenklich. Das soziale Geschlecht ist nach wie vor die primäre Grundlage, auf deren Basis Menschen unterschieden werden (Bussey & Bandura, 1999). Welches Geschlecht einer Person zugeordnet wird, hat weitreichende Auswirkungen auf ihr Leben (Bussey & Bandura, 1999). Die geschlechtsspezifische Entwicklung ist daher von grundlegender Bedeutung, da einige der wichtigsten Lebensbereiche in hohem Maße durch die Geschlechtszugehörigkeit beeinflusst sind (Bussey & Bandura, 1999). Auch die Vereinten Nationen anerkennen die gesellschaftliche Tragweite der Geschlechterfrage, was auch in der Verabschiedung des nachhaltigen Entwicklungszieles *Verwirklichung der Gleichstellung der Geschlechter und Ermächtigung aller Frauen und Mädchen (United Nations)* zum Ausdruck kam. Aus meiner Sicht scheint es, als ob die Kinderfilm-Branche jedoch nicht besonders bestrebt wäre, an der Erreichung dieses Zieles mitzuwirken.

Folgt man der Argumentationslinie der Literatur zur Theorie der minimalen Effekte (Lazarsfeld, 1968; McQuail, 1987; W. Miller, 1991; Newton, 2006), so ist davon auszugehen, dass die Effekte von Kinderfilmen auf ihre Rezipient*innen zwar mit hoher Wahrscheinlichkeit sehr klein sind, dass sie Wirkungen aber tendenziell bei solchen Kindern höher sind, die über kein themenspezifisches Vorwissen verfügen, kein Interesse am Thema der psychischen Störungen haben und in deren Alltag besagter Themenbereich keinerlei Relevanz hat. Bei Kindern, die in ihrem Alltag Kontakt mit Menschen mit psychischen Störungen haben, ist hingegen zu erwarten, dass sie entsprechend der Theorie der minimalen Effekte und in Übereinstimmung mit der bisherigen empirischen Forschung zum Thema (Chisholm et al., 2016; Dolphin & Hennessy, 2016b; Watson et al., 2005) in geringerem Maße von filmischen Darstellungen beeinflussbar sind als andere Kinder. Wenn man allerdings – wie es die Mediensozialisationsforschung nahelegt – annimmt, dass die meisten Kinder sich ganz unabhängig von ihrer spezifischen sozialen Situation für normabweichendes Verhalten und den Umgang mit diesem interessieren, weil Themen, die sich auf zwischenmenschliche Interaktionen beziehen, für sie generell große Relevanz haben (Fleischer, 2014; Fleischer & Grebe, 2014), so muss man nach der Theorie der minimalen Effekte eher schwache Wirkungen von Kinderfilmen auf Kinder erwarten. Zusammenfassend lassen sich also aus der Theorie der minimalen Effekte keine eindeutigen Hypothesen zur Stärke des erwartbaren Effektes generieren, sofern man zusätzlich auch andere Forschungserkenntnisse in die Überlegung miteinbezieht.

Wendet man die Erkenntnisse anderer empirischer Studien auf die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit an, so ist zu vermuten, dass negative mediale Darstellungen von Menschen

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

mit psychischen Störungen – wie bei Erwachsenen – auch bei Kindern potenziell intensive emotionale Reaktionen hervorrufen könnten (Bartsch & Kloß, 2019), welche auch potenziell positive Nachrichten über diese Personengruppe (Heather Stuart, 2003a), selbst gemachte positive Erfahrungen (Philo et al., 1994) und berichtigende Informationen (O. F. Wahl & Lefkowitz, 1989) überlagern könnten (Heather Stuart, 2006). Ob die in experimentellen Studien mit Erwachsenen nachgewiesenen Priming-Effekte (Scheufele, 2016) auch bei Kindern auftreten würden und ob auch Kinder fälschlicherweise psychische Störungen als kausale Ursachen für die in Kinderfilmen häufig vorkommenden Gewalttaten auffassen (Chan & Yanos, 2018), ist angesichts ihrer fragmentarischen Wahrnehmung von Medieninhalten (Fleischer & Hajok, 2019; Wegener, 2014), ihrer Schwierigkeiten beim Erfassen und Verarbeiten von filmischen Handlungen (Collins, 1973; Hawkins & Pingree, 1981; Leifer et al., 1971) und ihrer inkonsistenten Aufmerksamkeit (Fleischer & Hajok, 2019; Wegener, 2014) fraglich. Nur weiterführende experimentelle Studien könnten darüber Aufschluss geben. In Anbetracht des wachsenden Prozentanteils von Kindern, die Zugang zu eigenen Geräten und Streaming-Diensten haben (Feierabend et al., 2021, 2020), könnte auch die Einbeziehung des Selective Exposure Ansatzes bei künftigen Studien zur Wirkung von filmisch dargestellten psychischen Störungen auf Kinder interessant sein (E. Link & Klimmt, 2019).

Im für die vorliegende Studie untersuchten Material kamen zahlreiche Hinweise auf verbale und körperliche Gewalt (Christ & Gudehus, 2013) vor. Diese Gewalt richtete sich zum Teil gegen psychisch auffällige Figuren, ging aber teilweise auch von diesen selbst aus. Zur Wirkung von medialen Gewaltdarstellungen wurde schon viel von Seiten der Kommunikationswissenschaft geforscht und gesagt (Früh & Brosius, 2008; Gleich, 2005), weshalb hier nicht im Detail auf diese Thematik eingegangen werden soll. Sehr wohl soll diesbezüglich aber angemerkt werden, dass die Beurteilung der Art und Weise, wie Figuren mit psychischen Störungen in Filmen dargestellt werden, eine normative Frage (Karmasin, Rath, & Thomaß, 2013) ist. Dass Personen mit psychischen Störungen in der Realität häufig Gewalterfahrungen machen, ist eine Tatsache (Drew et al., 2011). Die Fragen, ob Kinderfilme diese Realität einfach wiedergeben sollen, ob sie diese Realität problematisieren sollen oder ob sie Kindern eine alternative, bessere Version der Realität anbieten sollen, sind allesamt nicht ohne eine moralische Richtschnur zu beantworten. Eine dem Thema angemessen ausführliche ethische Diskussion würde über die Zielsetzung der vorliegenden Arbeit hinausgehen.

Inwieweit der häufige Einsatz von psychisch auffälligen Figuren sowie deren konkrete Darstellungsformen den narratologischen Anforderungen und Eigenarten ihres Genres

geschuldet sind, ist ebenso wenig Gegenstand dieser Arbeit wie es die Produktionskontexte von Kinderfilmen sind. Es soll an dieser Stelle auch kein abschließendes Urteil darüber gefällt werden, ob die Filme in der Stichprobe „gut“ oder „schlecht“, ihre Darstellungen psychischer Störungen „authentisch“ oder „unrealistisch“ sind. Dass Kinderfilme die Gesellschaften, für die sie produziert werden, nicht exakt wiedergeben, dokumentarisch porträtieren oder in ihrer ganzen Komplexität darstellen, weil ihre Produzent*innen dies auch nicht beabsichtigen, steht außer Zweifel. Dementsprechend ist es müßig, die Filminhalte an der Realität zu messen.

Dennoch sei an dieser Stelle kritisch und durchaus wertend angemerkt, dass für mich der Eindruck entstanden ist, dass nicht nur Geschlechterstereotypen, sondern auch psychische Auffälligkeiten in der Kinderfilm-Branche als Mittel zur Erreichung filmischer und ökonomischer Zwecke instrumentalisiert werden. Ob dies in Unkenntnis der Faktenlage hinsichtlich der potenziellen Auswirkungen stereotypisierender Darstellungen oder unter Missachtung derselben geschieht, beeinflusst nur die normative Beurteilung dieser Praxis, nicht aber deren gesellschaftliche Implikationen.

Limitationen und Perspektiven

Aufgrund sehr beschränkter finanzieller und zeitlicher Ressourcen war es nicht möglich, für die vorliegende Arbeit eine umfangreichere Message System Analysis (Gerbner et al., 1986; Gerbner, 1998) vorzunehmen, die in der Kultivierungsforschung als Ausgangsbasis für weiterführende Kultivierungsanalysen dient. In Anbetracht der kleinen Stichprobe wäre es vermessen, Behauptungen über das gesamte System der medialen Botschaften aufzustellen. Alle Schlussfolgerungen, die aus den Ergebnissen dieser Arbeit auf die Gesamtheit der verfügbaren Kinderfilme gezogen werden, können somit nicht mehr als Hypothesen sein.

Außerdem widerspricht diese Arbeit dem von den Initiator*innen des Kultivierungsansatzes aufgestellten Grundsatz, wonach Analysen des Mainstreams medialer Botschaften sich nicht auf einzelne Genres beschränken dürfen (Bilandzic & Busselle, 2012; Cohen & Weimann, 2000; Gerbner et al., 2002). Ob die separate Analyse der Medienbotschaften einzelner Genres einen illegitimen Verstoß gegen die Grundprinzipien der Disziplin darstellt, oder im Gegenteil zu einem besseren Verständnis von Kultivierungseffekten beitragen könnte, wird innerhalb der Kultivierungsforschung bereits seit Längerem kontrovers diskutiert (Bilandzic & Busselle, 2012; Cohen & Weimann, 2000; Grabe & Drew, 2007; Morgan et al., 2015). Tatsächlich ist bekannt, dass Kinder nicht nur Kinderfilme, sondern auch andere Formate – für Kinder, aber auch für Erwachsene – ansehen (O. Wahl et al., 2003). Aus dem gesamten Medienmenü für

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Kinder nur eine kleine Stichprobe einer einzigen Komponente herauszunehmen und daraus Schlüsse auf mögliche Kultivierungseffekte zu ziehen, ist aus der Perspektive von Anhänger*innen des Kultivierungsansatzes mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht nur als riskant, sondern als schlicht unzulässig einzustufen. Inwieweit aber überhaupt bei Kindern Kultivierungseffekte durch Medienformate für Erwachsene, die sie selbst gar nicht konsumieren, eintreten, ist aus meiner Sicht ebenso kritisch zu hinterfragen. Es sei aber eingeräumt, dass eine Analyse der Gesamtheit der rezipierbaren Inhalte durchaus aufschlussreicher wäre als die vorliegende Analyse.

Die Einbeziehung weiterer Formate von Kindermedien, wie beispielsweise Kinderserien, wäre für zukünftige Studien anzuraten, da von diesen Formaten auch angenommen werden kann, dass sie häufiger und ritualisierter rezipiert werden als dies bei einzelnen Kinderfilmen der Fall ist. Die Segmentierung des kindlichen Medienpublikums (Wegener, 2016) könnte die Auswahl der zu analysierenden Kinderserien jedoch durchaus herausfordernd gestalten. Bisher gibt es im Themenfeld der vorliegenden Arbeit kaum Kultivierungsanalysen mit Kindern. Diese Forschungslücke wird durch künftige Studien zu schließen sein, die sich der Frage annehmen, wie sich die bereits mehrfach untersuchten Inhalte von Kindermedien kurz-, mittel-, und langfristig auf die Einstellungen ihrer Rezipient*innen auswirken. Interessant könnte es auch sein, in künftigen Studien darauf einzugehen, inwieweit die zunehmende Medienkonvergenz (Fuhs & Schneider, 2014; Schuegraf, 2014) in der kindlichen Alltagswelt als Verstärker*in des Kultivierungseffektes in Bezug auf psychische Störungen wirkt.

Evaluiert man die Ergebnisse der vorliegenden Studie aus der Perspektive der sozial-kognitiven Lerntheorie, so fällt auf, dass der von Bandura ausgehende Ansatz zwar Argumente liefert, die die Relevanz der vorliegenden Arbeit rechtfertigen. Allerdings können anhand der Ergebnisse der vorliegenden Arbeit keinerlei Aussagen über die tatsächlichen Lerneffekte getroffen werden, die die untersuchten Filme bei ihrem Publikum auslösen. Das erhobene Datenmaterial lässt außerdem Details zu Status und Prestige der psychisch auffälligen Figuren ebenso vermissen wie Details bezüglich der Belohnung oder Bestrafung bestimmter Verhaltensweisen. Diese wären jedoch erforderlich, um zuverlässigere Prognosen zur Wahrscheinlichkeit, dass Kinder motiviert wären, die dargestellten Verhaltensweisen in der Praxis zu imitieren, treffen zu können. Künftige experimentelle (Längsschnitt-)Studien im Themenfeld der vorliegenden Arbeit sollten sich der Frage annehmen, welche Wissensinhalte, Verhaltensweisen und Einstellungen sich Kinder unter welchen Voraussetzungen tatsächlich kurz-, mittel-, und langfristig aus Kinderfilmen aneignen.

Aus methodisch-praktischer Sicht wäre für künftige Forschungsarbeiten die Analyse größerer Stichproben, die nicht nur eine größere Anzahl von Analyseeinheiten, sondern möglicherweise auch größere Zeiträume umfassen, zweifelsohne ratsam. Größere Stichproben könnten potenziell auch ausreichend Datenmaterial liefern, um komplexere statistische Analysen zu ermöglichen. Zum Beispiel könnte die Gesamtheit der auffälligen Figuren mit Clusteranalysen in Untergruppen oder Typen unterteilt oder die psychischen Auffälligkeiten der Figuren mit Faktorenanalysen gruppiert werden. Dadurch könnte das Datenmaterial nach psychischen Störungen unterteilt und/oder neue Hypothesen generiert werden. Auch ein Vergleich mit älteren Typologien psychisch auffälliger Filmfiguren (Hylér et al., 1991; Pirkis et al., 2006) wäre möglich. Während des Codierens für die vorliegende Arbeit hatte ich außerdem den Eindruck, dass im Material ausreichend Hinweise vorhanden gewesen wären, die eine Analyse der Kinderfilme auf Anzeichen von Persönlichkeitsstörungen hin zuließen. Künftige Studien könnten sich auch dieser Thematik widmen.

Außerdem könnten künftige Studien durch den Einsatz mehrerer Codierer*innen eine höhere Objektivität gewährleisten. Durch eine ausführliche Schulung der Codierer*innen und eine gezielte Optimierung der Inter-Coder-Reliabilität könnte auch eine höhere Reliabilität künftiger Studien erzielt werden. In der vorliegenden Arbeit wurde das gesamte Material von nur einer Person klassifiziert. Obwohl stichprobenartig einzelne Filmausschnitte mehrfach codiert wurden, um die Intra-Coder-Reliabilität zu testen und zu verbessern, wurde keine systematische Berechnung derselben vorgenommen.

Auch hinsichtlich der Inhaltsvalidität (Rössler, 2017) gibt es Verbesserungspotenzial, da sich das methodische Instrumentarium im Laufe der Analyse als nicht vollständig erwiesen hat. Dies hätte vermieden werden können, wenn zur Analyse der Darstellung psychisch auffälliger Figuren eine rein qualitative Vorgehensweise gewählt worden wäre, wie beispielsweise die *inhaltlich-strukturierende Inhaltsanalyse* nach Kuckartz (2018). Mit dieser Methode wären die Fragestellungen besser zu beantworten gewesen, da die Ergebnisse zwangsweise vollständiger gewesen wären.

Die angewandte Methode brachte mit sich, dass während des zweiten Codier-Vorganges im Material immer wieder Hinweise entdeckt wurden, die für eine umfassendere Analyse der Darstellung psychisch auffälliger Figuren von Bedeutung gewesen wären, aber nicht mit den vorhandenen Codes kategorisierbar waren. Beispielsweise wurde festgestellt, dass psychisch auffälligen Figuren mehrfach durch andere Figuren die Schuld für negativ gewertete

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Vorkommnisse zugeschoben wurde; dass andere Figuren die auffälligen Figuren oft bewunderten oder sich positiv über sie äußerten; dass psychisch auffällige Figuren oft anderen Figuren halfen und auch die Anliegen anderer verstehen wollten. Um in zukünftigen Studien ein vollständigeres Bild der Darstellung psychisch auffälliger Figuren zu ermöglichen, wären ein qualitativer Zugang und/oder eine längere, ausführlichere Testcodierung eines größeren Anteils der Analyseeinheiten empfehlenswert. Ein vermehrter Einsatz qualitativer Inhaltsanalysen würde auch den Forderungen von Harper (2005) gerecht, der den bisherigen, quantitativen inhaltsanalytischen Arbeiten im Forschungsfeld unterstellte, zu stark zu homogenisieren und für die Beurteilung relevante Kontextinformationen zu ignorieren. Interessant für künftige Inhaltsanalysen könnte es auch sein, weitere Aspekte der filmischen Darstellung – zum Beispiel Schnitt und Einstellungen (Heather Stuart, 2006; Wilson, Nairn, Coverdale, & Panapa, 1999a).

Da zur Verteilung der untersuchten Variablen in der Grundgesamtheit der am Markt verfügbaren Kinderfilme keine Daten vorliegen, lässt sich keine zuverlässige Aussage darüber treffen, wie repräsentativ die vorliegende Arbeit ist. Da die Ziehung der Stichprobe aber nicht nach dem Zufallsprinzip erfolgte und der Umfang derselben sehr klein ist, kann nicht von einer hohen Repräsentativität ausgegangen werden. Unabhängig von der statistischen Repräsentativität liegt es aber nicht fern, dass die Filme in der Stichprobe, die ja die finanziell erfolgreichsten ihrer Art im untersuchten Zeitraum waren, als Vorbilder für spätere Produktionen fungierten und weiter fungieren, da finanzieller Erfolg von der Mehrheit der privaten Medienproduzent*innen in kapitalistischen Gesellschaften angestrebt wird.

Zu den beiden Codier-Vorgängen ist insgesamt kritisch anzumerken, dass es denkbar und auch durchaus praktisch möglich wäre, dass Kinder die Filmausschnitte, in denen psychische Auffälligkeiten festgestellt wurden, gänzlich anders einordnen würden. Es besteht die Möglichkeit, dass bei der Forschenden eine Tendenz vorherrschte, auch dort Verweise auf psychische Auffälligkeiten zu orte, wo Kinder keinerlei Auffälligkeit registriert hätten.

Wie sich im ersten Codier-Vorgang herausstellte, zeigten die meisten Figuren mit psychischen Auffälligkeiten ihre Auffälligkeiten nicht in allen Filmausschnitten, in denen sie vorkamen. Weiterführende Studien könnten sich damit befassen, zu welchen filmischen Zwecken psychische Auffälligkeiten eingesetzt werden und ob, bzw. wie, mit auffälligen Figuren in Filmausschnitten andersartig umgegangen wird, in denen sie ihre Auffälligkeiten nicht zum Ausdruck bringen. Während beider Codier-Vorgänge war auffällig, dass häufig jene Figuren, die keine noo- oder thymopsychischen Auffälligkeiten aufwiesen, von anderen Figuren als

„verrückt“, „Monster“ oder ähnlich bezeichnet wurden. Ein qualitativer Vergleich der Darstellung von derartig etikettierten Figuren mit der Darstellung von Figuren, die sich bei Anwendung einer psychiatrischen Systematik tatsächlich als auffällig qualifizieren, könnte ebenfalls interessant sein.

Durch die Art und Weise, wie der zweite Codier-Vorgang durchgeführt wurde, zeigen die Resultate außerdem weder Veränderungen im Zeitablauf noch wie häufig die einzelnen Hinweise vorkommen. Künftige Studien mit größeren zeitlichen und finanziellen Ressourcen könnten auch in Bezug auf die Darstellung von psychisch auffälligen Figuren ähnlich detailliert vorgehen wie dies für den ersten Codier-Vorgang der vorliegenden Studie gemacht wurde.

Im zweiten Codier-Vorgang der vorliegenden Studie wurden alle psychisch auffälligen Figuren mit dem Code „Täter*innenschaft/Gefahr“ versehen, wenn im Material Hinweise vorkamen, dass von ihnen Gefahren ausgingen, dass sie Täter*innen von verbaler und körperlicher Gewalt waren und/oder andere Figuren vor ihnen Angst hatten. Da sehr vielen auffälligen Figuren dieser Code zugeordnet wurde, würde es sich für zukünftige Studien anbieten, eine differenziertere Analyse des gewalttätigen/gefährlichen/ängstigenden Verhaltens psychischer Figuren vorzunehmen. In dieser Arbeit wurde beispielsweise nicht unterschieden, aus welchem Motiv und Anlass sich eine psychisch auffällige Figur gewalttätig verhält. Gewalt als Reaktion auf Gewalt durch andere wurde gleich codiert wie Gewalt ohne ersichtlichen Anlass. Gewalt zur Selbstverteidigung oder zur Verteidigung anderer Figuren wurde gleich codiert wie Gewalt, die ausschließlich der Schädigung anderer dienen sollte. In dieser Arbeit wurde auch das Ausmaß der Gewalttätigkeit von Filmfiguren nicht differenziert betrachtet. Spontane Gewaltausbrüche wurden gleich codiert wie sorgfältig geplante Gewalttaten. Figuren, die andere Figuren töteten, erhielten den gleichen Code wie solche Figuren, vor denen andere Figuren ohne ersichtlichen Grund Angst zeigten. Angesichts der beträchtlichen Anzahl von Tötungsszenen in der untersuchten Stichprobe würde sich eine differenziertere Untersuchung der Gewalthandlungen von auffälligen Figuren sehr anbieten.

Obwohl sowohl sämtliche Rohdaten beider Codier-Vorgänge als auch das Codebuch und die Liste aller als psychisch auffällig identifizierten Figuren der Öffentlichkeit zum Zwecke der Transparenz und der Reproduzierbarkeit zugänglich gemacht wurden, wird die vorliegende Arbeit nicht allen Anforderungen der Open Science (Dienlin et al., 2021; Kern & Gleditsch, 2017; Lewis, 2020; Munafò et al., 2017; Nosek et al., 2021) gerecht, da keine Präregistrierung erfolgte.

Fazit

Ungeachtet der Tatsache, dass Medien nur eine von vielen Sozialisationsinstanzen sind (Fleischer & Hajok, 2019; Vollbrecht, 2014), haben Filmfiguren mit psychischen Auffälligkeiten nicht nur wichtige Funktionen in filmischen Handlungen zu erfüllen (Harper, 2005), sondern auch das Potenzial, weit über den Kontext ihres jeweiligen Filmes hinaus zu wirken, sofern sie bei Rezipient*innen auf den entsprechenden Nährboden treffen.

Die Vereinten Nationen beschlossen bereits im Jahr 2015 die Förderung der psychischen Gesundheit und des seelischen Wohlbefindens als Teilziel des übergeordneten nachhaltigen Entwicklungszieles Nummer 3 *Sicherstellung eines gesunden Lebens und Förderung des Wohlbefindens für alle Menschen in allen Altersstufen* (Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten, 2021; United Nations). Obwohl die nachhaltigen Entwicklungsziele eigentlich bis 2030 erreicht werden sollten, wird ein weiterer Anstieg der bereits jetzt hohen Prävalenz psychischer Störungen erwartet (Global Burden of Disease Collaborative Network, 2020; World Health Organization - Department of Mental Health und Substance Dependence, 2003).

Die Kinderfilm-Branche, die psychische Auffälligkeiten häufig für filmische und ökonomische Zwecke instrumentalisiert, könnte einen Beitrag zur Erreichung des besagten nachhaltigen Entwicklungszieles leisten, wenn eine gewisse interne Sensibilisierung für die Thematik stattfände. Damit ist nicht gemeint, dass künftig nur noch eine unkritische, ausschließlich positive Darstellung erwünscht und zulässig sein soll, sondern vielmehr, dass in der Branche eine kritische und konstruktive Auseinandersetzung mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen zu den potenziellen individuellen und gesellschaftlichen Auswirkungen ihrer Produkte stattfinden sollte.

Anzudenken wäre auch eine Reform der Kinder- und Jugendschutzgesetze (Fromme, Biermann, & Kiefer, 2014; Gottberg, 2014). Diese spiegeln wider, was innerhalb einer Gesellschaft als gefährdend gilt: In Mitteleuropa sind dies aktuell unter anderem pornografische und besonders gewalttätige mediale Darstellungen (Fromme et al., 2014). Aus Sicht der Verfasserin der vorliegenden Arbeit wäre auf breiterer Basis kritisch zu diskutieren, ob der Kinder- und Jugendschutz in Anbetracht des dargelegten Forschungsstandes nicht auch mediale Darstellungen subtilerer Gewaltformen (Christ & Gudehus, 2013; Rosenberg, 2001) umfassender berücksichtigen sollte.

Die Kinder von heute sind die Journalist*innen, die Politiker*innen und die Wähler*innen, aber auch die psychisch Kranken von morgen. Was auf der politischen Agenda (Dearing & Rogers, 2010; Maurer, 2017; McCOMBS, 1997; Rössler, 1997) steht, wie auf gesellschaftlicher Ebene an das Thema der mentalen Gesundheit herangegangen wird und welche Ressourcen wem, wann, mit welcher Begründung (nicht) zur Verfügung gestellt werden, hängt maßgeblich von den mentalen Repräsentationen ab, die die Akteur*innen von psychischen Störungen haben.

Literaturverzeichnis

- Adler, A. K., & Wahl, O. F. [O. F.] (1998). Children's beliefs about people labeled mentally ill. *The American Journal of Orthopsychiatry*, 68(2), 321–326. <https://doi.org/10.1037/h0080341>
- Allen, R., & Nairn, R. G. (1997). Media depictions of mental illness: An analysis of the use of dangerousness. *The Australian and New Zealand Journal of Psychiatry*, 31(3), 375–381. <https://doi.org/10.3109/00048679709073847>
- Allport, G. W., Clark, K., & Pettigrew, T. F. (2015). *The nature of prejudice* (25th anniversary ed., unabridged [Nachdr.]). New York: Basic Books.
- Anderson, M. (2003). 'one flew over the psychiatric unit': Mental illness and the media. *Journal of Psychiatric and Mental Health Nursing*, 10(3), 297–306. <https://doi.org/10.1046/j.1365-2850.2003.00592.x>
- Angermeyer, M. C. [M. C.], & Dietrich, S. [S.] (2006). Public beliefs about and attitudes towards people with mental illness: A review of population studies. *Acta Psychiatrica Scandinavica*, 113(3), 163–179. <https://doi.org/10.1111/j.1600-0447.2005.00699.x>
- Angermeyer, M. C. [M. C.], Matschinger, H. [H.], & Riedel-Heller, S. G. (2001). What to do about mental disorder—help-seeking recommendations of the lay public. *Acta Psychiatrica Scandinavica*, 103(3), 220–225. <https://doi.org/10.1034/j.1600-0447.2001.103003220.x>
- Angermeyer, M. C. [Matthias C.], Matschinger, H. [Herbert], & Schomerus, G. [Georg] (2013). Attitudes towards psychiatric treatment and people with mental illness: Changes over two decades. *The British Journal of Psychiatry : The Journal of Mental Science*, 203(2), 146–151. <https://doi.org/10.1192/bjp.bp.112.122978>
- Angermeyer, M. C. [Matthias C.], & Schulze, B. (2001). Reinforcing stereotypes: How the focus on forensic cases in news reporting may influence public attitudes towards the mentally ill. *International Journal of Law and Psychiatry*, 24(4-5), 469–486. [https://doi.org/10.1016/s0160-2527\(01\)00079-6](https://doi.org/10.1016/s0160-2527(01)00079-6)
- Appel, M. (2008). Medienvermittelte Stereotype und Vorurteile. In B. Batinic & M. Appel (Eds.), *Springer-Lehrbuch. Medienpsychologie* (pp. 313–335). Berlin, Heidelberg: Springer Medizin Verlag Heidelberg.
- Arboleda-Flórez, J. (2003). Considerations on the stigma of mental illness. *Canadian Journal of Psychiatry. Revue Canadienne De Psychiatrie*, 48(10), 645–650. <https://doi.org/10.1177/070674370304801001>
- Armstrong, G. B., & Neuendorf, K. A. (1989). *Tv Entertainment, News, and Racial Perceptions of College Students*. Retrieved from <https://eric.ed.gov/?id=ed310477>
- Ashby, M. S., & Wittmaier, B. C. (1978). Attitude changes in children after exposure to stories about women in traditional or nontraditional occupations. *Journal of Educational Psychology*, 70(6), 945–949. <https://doi.org/10.1037/0022-0663.70.6.945>
- Aydin, N., & Fritsch, K. (2015). Stigma und Stigmatisierung von psychischen Krankheiten. *Psychotherapeut*, 60(3), 245–257. <https://doi.org/10.1007/s00278-015-0024-9>
- Bandura, A. [A.] (1961). Transmission of aggression through imitation of aggressive models. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 63(3), 575–582.
- Bandura, A. [A.] (1965). Influence of models' reinforcement contingencies on the acquisition of imitative responses. *Journal of Personality and Social Psychology*, 1(6), 589–595. <https://doi.org/10.1037/h0022070>

- Bandura, A. [A.], Ross, D. [D.], & Ross, S. A. [S. A.] (1963a). Imitation of film-mediated aggressive models. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 66(1), 3–11. <https://doi.org/10.1037/h0048687>
- Bandura, A. [A.], Ross, D. [D.], & Ross, S. A. [S. A.] (1963b). Vicarious reinforcement and imitative learning. *Journal of Abnormal Psychology*, 67(6), 601–607. <https://doi.org/10.1037/h0045550>
- Bandura, A. [Albert] (1969). *Principles of behavior modification*. New York: Holt, Rinehart, & Winston.
- Bandura, A. [Albert] (1971). Vicarious and self-reinforcement processes. In R. Glaser (Ed.), *The nature of reinforcement*. Columbus, Ohio: Merrill.
- Bandura, A. [Albert] (1999). A social cognitive theory of personality. In L. Pervin & O. John (Eds.), *Handbook of personality* (2nd ed., pp. 154–196). Guilford Publications.
- Bandura, A. [Albert] (2001). Social Cognitive Theory of Mass Communication. *Media Psychology*, 3(3), 265–299. https://doi.org/10.1207/S1532785XMEP0303_03
- Bandura, A. [Albert] (2002a). Growing Primacy of Human Agency in Adaptation and Change in the Electronic Era. *European Psychologist*, 7(1), 2–16. <https://doi.org/10.1027//1016-9040.7.1.2>
- Bandura, A. [Albert] (2002b). Selective Moral Disengagement in the Exercise of Moral Agency. *Journal of Moral Education*, 31(2), 101–119. <https://doi.org/10.1080/0305724022014322>
- Bandura, A. [Albert] (2014). Social cognitive theory of moral thought and action. In W. M. Kurtines, J. Gewirtz, & J. L. Lamb (Eds.), *Handbook of Moral Behavior and Development: Volume 1: Theory* (pp. 45–103). Hoboken: Taylor and Francis.
- Bandura, A. [Albert], & Kober, H. (1976). *Lernen am Modell: Ansätze zu einer sozial-kognitiven Lerntheorie* (1. Aufl.). Stuttgart: Klett.
- Bandura, A. [Albert], & Olligschläger, U. (1979). *Aggression: Eine sozialerlerntheoretische Analyse*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bandura, A. [Albert], Ross, D. [Dorothea], & Ross, S. A. [Sheila A.] (1963). Imitation of film-mediated aggressive models. *The Journal of Abnormal and Social Psychology*. (66), 3–11.
- Bandura, A. [Albert], Verres, R., & Kober, H. (Eds.) (1979). *Konzepte der Humanwissenschaften. Sozial-kognitive Lerntheorie* (1. Aufl.). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bandura, A. [Albert], & Walthers, R. H. (1963). *Social Learning and Personality Development*. New York: Holt, Rinehart and Winston, Inc.
- Bartsch, A., & Kloß, A. (2019). Emotionen in der Gesundheitskommunikation. In C. Rossmann & M. R. Hastall (Eds.), *Handbuch der Gesundheitskommunikation. Handbuch der Gesundheitskommunikation: Kommunikationswissenschaftliche Perspektiven* (pp. 257–267). Wiesbaden: Springer VS.
- Battaglia, J., Coverdale, J. H., & Bushong, C. P. (1990). Evaluation of a Mental Illness Awareness Week program in public schools. *American Journal of Psychiatry*, 147(3), 324–329. <https://doi.org/10.1176/ajp.147.3.324>
- Bauer, U., & Hurrelmann, K. (2021). *Einführung in die Sozialisationstheorie: Das Modell der produktiven Realitätsverarbeitung (MpR)* (14., vollständig überarbeitete Auflage). Pädagogik. Weinheim, Basel: Beltz.
- Berkowitz, L., & Geen, R. G. (1967). Stimulus qualities of the target of aggression: A further study. *Journal of Personality and Social Psychology*, 5(3), 364–368. <https://doi.org/10.1037/h0024302>

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

- Beveridge, A. (1996). Images of madness in the films of Walt Disney. *Psychiatric Bulletin*, 20(10), 618–620. <https://doi.org/10.1192/pb.20.10.618>
- Bibliographisches Institut GmbH (2021a). Aus-schnitt, der. Retrieved from <https://www.duden.de/rechtschreibung/Ausschnitt#Bedeutung-1b>
- Bibliographisches Institut GmbH (2021b). diskriminieren. Retrieved from <https://www.duden.de/rechtschreibung/diskriminieren>
- Bibliographisches Institut GmbH (2021c). Musical, das. Retrieved from <https://www.duden.de/rechtschreibung/Musical>
- Bibliographisches Institut GmbH (2021d). Stigma, das. Retrieved from <https://www.duden.de/rechtschreibung/Stigma#Bedeutung-1>
- Bibliographisches Institut GmbH (2021e). Stimmung, die. Retrieved from <https://www.duden.de/rechtschreibung/Stimmung>
- Bilandzic, H., & Busselle, R. W. (2008). Transportation and Transportability in the Cultivation of Genre-Consistent Attitudes and Estimates. *Journal of Communication*, 58(3), 508–529. <https://doi.org/10.1111/j.1460-2466.2008.00397.x>
- Bilandzic, H., & Busselle, R. W. (2012). A Narrative Perspective on Genre-Specific Cultivation. In M. Morgan, J. Shanahan, & N. Signorielli (Eds.), *Living with television now: Advances in cultivation theory & research* (pp. 261–285). New York: Lang.
- Boyd, J. E., Juanamarga, J., & Hashemi, P. (2015). Stigma of taking psychiatric medications among psychiatric outpatient veterans. *Psychiatric Rehabilitation Journal*, 38(2), 132–134. <https://doi.org/10.1037/prj0000122>
- Brain, C., Sameby, B., Allerby, K., Quinlan, P., Joas, E., Lindström, E., . . . Waern, M. (2014). Stigma, discrimination and medication adherence in schizophrenia: Results from the Swedish COAST study. *Psychiatry Research*, 220(3), 811–817. <https://doi.org/10.1016/j.psychres.2014.10.016>
- Brown, K., & Bradley, L. J. (2002). Reducing the stigma of mental illness. *Journal of Mental Health Counseling*, 24(1), 81–87.
- Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten (2021, October 27). Sustainable Development Goals (SDG). Retrieved from <https://www.bmeia.gv.at/ministerium/aktuelles/sustainable-development-goals-sdg/>
- Bundesministerium für Justiz. 128/ME XXVII. GP - Ministerialentwurf - Erläuterungen. Wien. Retrieved from https://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XXVII/ME/ME_00128/fname_979176.pdf
- Burns, J. R., & Rapee, R. M. (2006). Adolescent mental health literacy: Young people's knowledge of depression and help seeking. *Journal of Adolescence*, 29(2), 225–239. <https://doi.org/10.1016/j.adolescence.2005.05.004>
- Busselle, R., & Crandall, H. (2002). Television Viewing and Perceptions About Race Differences in Socioeconomic Success. *Journal of Broadcasting & Electronic Media*, 46(2), 265–282. https://doi.org/10.1207/s15506878jobem4602_6
- Bussey, K., & Bandura, A. [Albert] (1999). Social Cognitive Theory of Gender Development and Differentiation. *Psychological Review*, 676–713.
- Byrne, P. (1998). Fall and rise of the movie 'psycho-killer'. *Psychiatric Bulletin*, 22(3), 174–176. <https://doi.org/10.1192/pb.22.3.174>
- Calzo, J. P., & Ward, L. M. (2009). Media Exposure and Viewers' Attitudes Toward Homosexuality: Evidence for Mainstreaming or Resonance? *Journal of Broadcasting & Electronic Media*, 53(2), 280–299. <https://doi.org/10.1080/08838150902908049>

- Cambridge University Press (2014). film. Retrieved from <https://dictionary.cambridge.org/de/worterbuch/englisch/film>
- Campbell, J., Stefan, S., & Loder, A. (1994). Putting violence in context. *Hospital & Community Psychiatry*, 45(7), 633. <https://doi.org/10.1176/ps.45.7.633>
- Campo-Arias, A., & Herazo, E. (2015). El complejo estigma-discriminación asociado a trastorno mental como factor de riesgo de suicidio [The Stigma-discrimination Complex Associated With Mental Disorder as a Risk Factor for Suicide]. *Revista colombiana de psiquiatria*, 44(4), 243–250. <https://doi.org/10.1016/j.rcp.2015.04.003>
- Carmichael, V., Adamson, G., Sitter, K. C., & Whitley, R. (2019). Media coverage of mental illness: A comparison of citizen journalism vs. Professional journalism portrayals. *Journal of Mental Health*, 28(5), 520–526. <https://doi.org/10.1080/09638237.2019.1608934>
- Chan, G., & Yanos, P. T. (2018). Media depictions and the priming of mental illness stigma. *Stigma and Health*, 3(3), 253–264. <https://doi.org/10.1037/sah0000095>
- Chandra, A., & Minkovitz, C. S. (2007). Factors that Influence Mental Health Stigma Among 8th Grade Adolescents. *Journal of Youth and Adolescence*, 36(6), 763–774. <https://doi.org/10.1007/s10964-006-9091-0>
- Chisholm, K., Patterson, P., Torgerson, C., Turner, E., Jenkinson, D., & Birchwood, M. (2016). Impact of contact on adolescents' mental health literacy and stigma: The School-Space cluster randomised controlled trial. *BMJ Open*, 6(2), e009435. <https://doi.org/10.1136/bmjopen-2015-009435>
- Christ, M., & Gudehus, C. (2013). Gewalt — Begriffe und Forschungsprogramme. In C. Gudehus & M. Christ (Eds.), *Gewalt: Ein interdisziplinäres Handbuch* (pp. 1–15). Stuttgart, Weimar: Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05296-4_1
- Christiana, J. M., Gilman, S. E., Guardino, M., Mickelson, K., Morselli, P. L., Olfson, M., & Kessler, R. C. [R. C.] (2000). Duration between onset and time of obtaining initial treatment among people with anxiety and mood disorders: An international survey of members of mental health patient advocate groups. *Psychological Medicine*, 30(3), 693–703. <https://doi.org/10.1017/s0033291799002093>
- Clarke, J., & Gawley, A. (2009). The triumph of pharmaceuticals: The portrayal of depression from 1980 to 2005. *Administration and Policy in Mental Health*, 36(2), 91–101. <https://doi.org/10.1007/s10488-008-0199-2>
- Clement, S., Lassman, F., Barley, E., Evans-Lacko, S., Williams, P., Yamaguchi, S., . . . Thornicroft, G. (2013). Mass media interventions for reducing mental health-related stigma. *The Cochrane Database of Systematic Reviews*. (7), CD009453. <https://doi.org/10.1002/14651858.CD009453.pub2>
- Cohen, J., & Weimann, G. (2000). Cultivation revisited: Some genres have some effects on some viewers. *Communication Reports*, 13(2), 99–114. <https://doi.org/10.1080/08934210009367728>
- Coles, M. E., Ravid, A., Gibb, B., George-Denn, D., Bronstein, L. R., & McLeod, S. (2016). Adolescent Mental Health Literacy: Young People's Knowledge of Depression and Social Anxiety Disorder. *The Journal of Adolescent Health : Official Publication of the Society for Adolescent Medicine*, 58(1), 57–62. <https://doi.org/10.1016/j.jadohealth.2015.09.017>
- Collins, W. A. (1973). Effect of temporal separation between motivation, aggression, and consequences: A developmental study. *Developmental Psychology*, 8(2), 215–221. <https://doi.org/10.1037/h0034143>

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

- Collins, W. A., Wellman, H., Keniston, A. H., & Westby, S. D. (1978). Age-Related Aspects of Comprehension and Inference from a Televised Dramatic Narrative. *Child Development*, 49(2), 389. <https://doi.org/10.2307/1128703>
- Conrad, P. (2001). Genetic optimism: Framing genes and mental illness in the news. *Culture, Medicine and Psychiatry*, 25(2), 225–247. <https://doi.org/10.1023/a:1010690427114>
- Coppens, E., van Audenhove, C., Scheerder, G., Arensman, E., Coffey, C., Costa, S., . . . Hegerl, U. (2013). Public attitudes toward depression and help-seeking in four European countries baseline survey prior to the OSPI-Europe intervention. *Journal of Affective Disorders*, 150(2), 320–329. <https://doi.org/10.1016/j.jad.2013.04.013>
- Corrigan, P. W. [Patrick W.] (2000). Mental health stigma as social attribution: Implications for research methods and attitude change. *Clinical Psychology: Science and Practice*, 7(1), 48–67. <https://doi.org/10.1093/clipsy.7.1.48>
- Corrigan, P. W. [Patrick W.] (2012). Research and the elimination of the stigma of mental illness. *The British Journal of Psychiatry : The Journal of Mental Science*, 201(1), 7–8. <https://doi.org/10.1192/bjp.bp.111.103382>
- Corrigan, P. W. [Patrick W.], Lurie, B. D., Goldman, H. H., Slopen, N., Medasani, K., & Phelan, S. (2005). How adolescents perceive the stigma of mental illness and alcohol abuse. *Psychiatric Services*, 56(5), 544–550. <https://doi.org/10.1176/appi.ps.56.5.544>
- Corrigan, P. W. [Patrick W.], & Penn, D. L. (1999). Lessons from social psychology on discrediting psychiatric stigma. *American Psychologist*, 54(9), 765–776. <https://doi.org/10.1037/0003-066X.54.9.765>
- Corrigan, P. W. [Patrick W.], Rafacz, J., & Rüsch, N. (2011). Examining a progressive model of self-stigma and its impact on people with serious mental illness. *Psychiatry Research*, 189(3), 339–343. <https://doi.org/10.1016/j.psychres.2011.05.024>
- Corrigan, P. W. [Patrick W.], & Watson, A. C. (2002). Understanding the impact of stigma on people with mental illness. *World Psychiatry : Official Journal of the World Psychiatric Association (WPA)*, 1(1), 16–20.
- Corrigan, P. W. [Patrick W.], & Watson, A. C. (2007). How children stigmatize people with mental illness. *The International Journal of Social Psychiatry*, 53(6), 526–546. <https://doi.org/10.1177/0020764007078359>
- Courtney, A. E., & Whipple, T. W. (1974). Women in TV Commercials. *Journal of Communication*, 24(2), 110–118. <https://doi.org/10.1111/j.1460-2466.1974.tb00375.x>
- Coverdale, J. H., & Nairn, R. [Raymond] (2006). A research agenda concerning depictions of mental illness in children's media. *Academic Psychiatry : The Journal of the American Association of Directors of Psychiatric Residency Training and the Association for Academic Psychiatry*, 30(1), 83–87. <https://doi.org/10.1176/appi.ap.30.1.83>
- Crisp, A. H., Gelder, M. G., Rix, S., Meltzer, H. I., & Rowlands, O. J. (2000). Stigmatisation of people with mental illnesses. *The British Journal of Psychiatry : The Journal of Mental Science*, 177, 4–7. <https://doi.org/10.1192/bjp.177.1.4>
- Cruwys, T., & Gunaseelan, S. (2016). “Depression is who I am”: Mental illness identity, stigma and wellbeing. *Journal of Affective Disorders*, 189, 36–42. <https://doi.org/10.1016/j.jad.2015.09.012>
- Dahinden, U. (2006). *Framing: Eine integrative Theorie der Massenkommunikation*. Zugl.: Zürich, Univ., Habil.-Schr., 2005. *Forschungsfeld Kommunikation: Vol. 22*. Konstanz: UVK-Verl.-Ges. Retrieved from http://deposit.dnb.de/cgi-bin/dokserv?id=2755729&prov=M&dok_var=1&dok_ext=htm

- Dearing, J. W., & Rogers, E. M. (2010). *Agenda-setting. Communication concepts: Vol. 6*. Thousand Oaks, Calif: Sage. Retrieved from <http://search.ebscohost.com/login.aspx?direct=true&scope=site&db=nlebk&db=nlabk&AN=467155>
- DeLuca, J. S. (2020). Conceptualizing Adolescent Mental Illness Stigma: Youth Stigma Development and Stigma Reduction Programs. *Adolescent Research Review*, 5(2), 153–171. <https://doi.org/10.1007/s40894-018-0106-3>
- Diefenbach, D. L. (1997). The portrayal of mental illness on prime-time television. *Journal of Community Psychology*, 25(3), 289–302. [https://doi.org/10.1002/\(SICI\)1520-6629\(199705\)25:3<289::AID-JCOP5>3.0.CO;2-R](https://doi.org/10.1002/(SICI)1520-6629(199705)25:3<289::AID-JCOP5>3.0.CO;2-R)
- Diefenbach, D. L., & West, M. D. (2007). Television and attitudes toward mental health issues: Cultivation analysis and the third-person effect. *Journal of Community Psychology*, 35(2), 181–195. <https://doi.org/10.1002/jcop.20142>
- Dienlin, T., Johannes, N., Bowman, N. D., Masur, P. K., Engesser, S., Kümpel, A. S., . . . Vreese, C. de (2021). An Agenda for Open Science in Communication. *Journal of Communication*, 71(1), 1–26. <https://doi.org/10.1093/joc/jqz052>
- Dietrich, S. [Sandra], Heider, D., Matschinger, H. [Herbert], & Angermeyer, M. C. [Matthias C.] (2006). Influence of newspaper reporting on adolescents' attitudes toward people with mental illness. *Social Psychiatry and Psychiatric Epidemiology*, 41(4), 318–322. <https://doi.org/10.1007/s00127-005-0026-y>
- Dietz, T. L. (1998). An examination of violence and gender role portrayals in video games: Implications for gender socialization and aggressive behavior. *Sex Roles*, 38(5/6), 425–442. <https://doi.org/10.1023/A:1018709905920>
- Dilling, H., Mombour, W., Schmidt, M. H., Schulte-Markwort, E., & Remschmidt, H. (Eds.) (2015). *Internationale Klassifikation psychischer Störungen: ICD-10 Kapitel V (F) klinisch-diagnostische Leitlinien* (10. Auflage, unter Berücksichtigung der Änderungen entsprechend ICD-10-GM 2015). Bern: Hogrefe Verlag.
- Dinos, S., Stevens, S., Serfaty, M., Weich, S., & King, M. (2004). Stigma: The feelings and experiences of 46 people with mental illness. Qualitative study. *The British Journal of Psychiatry : The Journal of Mental Science*, 184, 176–181. <https://doi.org/10.1192/bjp.184.2.176>
- Dixon, T. L. (2008). Crime News and Racialized Beliefs: Understanding the Relationship Between Local News Viewing and Perceptions of African Americans and Crime. *Journal of Communication*, 58(1), 106–125. <https://doi.org/10.1111/j.1460-2466.2007.00376.x>
- Dogutas, A. (2021). Perspectives of Children on Gender Roles Shown on Television. *Open Journal of Social Sciences*, 09(09), 648–662. <https://doi.org/10.4236/jss.2021.99048>
- Dolphin, L., & Hennessy, E. (2016a). Depression stigma among adolescents in Ireland. *Stigma and Health*, 1(3), 185–200. <https://doi.org/10.1037/sah0000025>
- Dolphin, L., & Hennessy, E. (2016b). Depression stigma among adolescents in Ireland. *Stigma and Health*, 1(3), 185–200. <https://doi.org/10.1037/sah0000025>
- Donnerstein, E. (2014). Pornography: Its Effect on Violence against Women. In N. M. Malamuth (Ed.), *Pornography and Sexual Aggression* (pp. 53–81). Burlington: Elsevier Science. <https://doi.org/10.1016/B978-0-12-466280-3.50009-9>
- Doob, A. N., & Macdonald, G. E. (1979). Television viewing and fear of victimization: Is the relationship causal? *Journal of Personality and Social Psychology*, 37(2), 170–179. <https://doi.org/10.1037/0022-3514.37.2.170>
- Douglas, K. S., Hart, S. D., Webster, C. D., Belfrage, H., Guy, L. S., & Wilson, C. M. (2014). Historical-Clinical-Risk Management-20, Version 3 (HCR-20 V3): Development and

- Overview. *International Journal of Forensic Mental Health*, 13(2), 93–108. <https://doi.org/10.1080/14999013.2014.906519>
- Drew, N., Funk, M., Tang, S., Lamichhane, J., Chávez, E., Katontoka, S., . . . Saraceno, B. (2011). Human rights violations of people with mental and psychosocial disabilities: an unresolved global crisis. *The Lancet*, 378(9803), 1664–1675. [https://doi.org/10.1016/S0140-6736\(11\)61458-X](https://doi.org/10.1016/S0140-6736(11)61458-X)
- Eagly, Alice H., Chaiken, Shelly (1993). *The psychology of attitudes*. Harcourt Brace Jovanovich College Publishers. Retrieved from <https://psycnet.apa.org/record/1992-98849-000>
- Eaton, W. W., Martins, S. S., Nestadt, G., Bienvenu, O. J., Clarke, D., & Alexandre, P. (2008). The burden of mental disorders. *Epidemiologic Reviews*, 30, 1–14. <https://doi.org/10.1093/epirev/mxn011>
- Ebsworth, S. J., & Foster, J. L. H. (2017). Public perceptions of mental health professionals: Stigma by association? *Journal of Mental Health*, 26(5), 431–441. <https://doi.org/10.1080/09638237.2016.1207228>
- Eder, J. (2020). *Die Figur im Film: Grundlagen der Figurenanalyse*. Marburg, Baden-Baden: Schüren Verlag; Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG.
- Elbogen, E. B., & Johnson, S. C. (2009). The intricate link between violence and mental disorder: Results from the National Epidemiologic Survey on Alcohol and Related Conditions. *Archives of General Psychiatry*, 66(2), 152–161. <https://doi.org/10.1001/archgenpsychiatry.2008.537>
- Ellemers, N. (2018). Gender Stereotypes. *Annual Review of Psychology*, 69(1), 275–298. <https://doi.org/10.1146/annurev-psych-122216-011719>
- Entman, R. M. (1993). Framing: Toward Clarification of a Fractured Paradigm. *Journal of Communication*, 43(4), 51–58. <https://doi.org/10.1111/j.1460-2466.1993.tb01304.x>
- Esters, I. G., Cooker, P. G., & Ittenbach, R. F. (1998). Effects of a Unit of Instruction in Mental Health on Rural Adolescents' Conceptions of Mental Illness and Attitudes about Seeking Help. *Adolescence*, 33(130), 469–476. Retrieved from <https://eric.ed.gov/?id=ej583365>
- Everymind (2020). Reporting suicide and mental ill-health: A Mindframe resource for media professionals. Retrieved from <https://mindframemedia.imgix.net/assets/src/uploads/MF-Media-Professionals-DP-LR.pdf>
- Falkai, P., Wittchen, H.-U., Döpfner, M., Gaebel, W., Maier, W., Rief, W., . . . Zaudig, M. (Eds.) (2018). *Diagnostisches und statistisches Manual psychischer Störungen DSM-5®* (2. korrigierte Auflage, deutsche Ausgabe). Göttingen: Hogrefe.
- Feierabend, S., Karg, U., & Rathgeb, T. (2013). KIM-Studie 2012: Kinder + Medien + Computer + Internet. Basisuntersuchung zum Medienumgang 6- bis 13-Jähriger in Deutschland. Retrieved from https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/KIM/2012/KIM_Studie_2012.pdf
- Feierabend, S., Plankenhorn, T., & Rathgeb, T. (2015a). KIM-Studie 2014: Kinder + Medien Computer + Internet. Basisuntersuchung zum Medienumgang 6-bis 13-Jähriger in Deutschland. Retrieved from https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/KIM/2014/KIM_Studie_2014.pdf
- Feierabend, S., Plankenhorn, T., & Rathgeb, T. (2015b). miniKIM2014: Kleinkinder und Medien. Basisuntersuchung zum Medienumgang 2-bis 5-Jähriger in Deutschland. Retrieved from https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/miniKIM/2014/Studie/miniKIM_Studie_2014.pdf

- Feierabend, S., Plankenhorn, T., & Rathgeb, T. (2017). KIM-Studie 2016: Kindheit, Internet, Medien. Basisstudie zum Medienumgang 6- bis 13-Jähriger in Deutschland. Retrieved from https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/KIM/2016/KIM_2016_Web-PDF.pdf
- Feierabend, S., Rathgeb, T., Kheredmand, H., & Glöckler, S. (2020). JIM-Studie 2020: Jugend, Information, Medien. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland. Retrieved from https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2020/JIM-Studie-2020_Web_final.pdf
- Feierabend, S., Rathgeb, T., Kheredmand, H., & Glöckler, S. (2021). KIM-Studie 2020: Kindheit, Internet, Medien. Retrieved from https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/KIM/2020/KIM-Studie2020_WEB_final.pdf
- Feierabend, S., Rathgeb, T., & Reutter, T. (2018). JIM-Studie 2018: Jugend, Information, Medien. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-jähriger in Deutschland. Retrieved from https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2018/Studie/JIM2018_Gesamt.pdf
- Feierabend, S., Rathgeb, T., & Reutter, T. (2019). KIM-Studie 2018: Kindheit, Internet, Medien. Basisuntersuchung zum Medienumgang 6- bis 13-Jähriger in Deutschland. Retrieved from https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/KIM/2018/KIM-Studie_2018_web.pdf
- Feierabend, S., Rathgeb, T., & Reutter, T. (2020). JIM-Studie 2019: Jugend, Information, Medien. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland. Retrieved from https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2019/JIM_2019.pdf
- Finzen, A. (2001). *Psychose und Stigma: Stigmabewältigung - zum Umgang mit Vorurteilen und Schuldzuweisung* (2., korr. Aufl.). Ratschlag. Bonn: Psychiatrie-Verl.
- Fleischer, S. (2007). *Mediale Beratungsangebote als Orientierungsquellen für Kinder: ein Beitrag zur Theorie der Orientierungsfunktion des Fernsehens*.
- Fleischer, S. (2014). Medien in der Frühen Kindheit. In A. Tillmann, S. Fleischer, & K.-U. Hugger (Eds.), *Digitale Kultur und Kommunikation: Vol. 1. Handbuch Kinder und Medien* (pp. 303–311). Wiesbaden: Springer VS.
- Fleischer, S., & Grebe, C. (2014). Entwicklungsaufgaben und kritische Lebensereignisse. In A. Tillmann, S. Fleischer, & K.-U. Hugger (Eds.), *Digitale Kultur und Kommunikation: Vol. 1. Handbuch Kinder und Medien* (pp. 153–162). Wiesbaden: Springer VS.
- Fleischer, S., & Hajok, D. (2019). Medienbildungsprozesse: Entwicklung von medienbezogenen Kompetenzen in Kindheit und Jugend als Ansatzpunkt. In B. Kracke & P. Noack (Eds.), *Springer Reference Psychologie. Handbuch Entwicklungs- und Erziehungspsychologie: Mit 26 Abbildungen und 16 Tabellen* (pp. 181–205). Berlin: Springer.
- Flerx, V. C., Fidler, D. S., & Rogers, R. W. (1976). Sex role stereotypes: Developmental aspects and early intervention. *Child Development*, 47(4), 998–1007.
- Fox, A. B., Earnshaw, V. A., Taverna, E. C., & Vogt, D. (2018). Conceptualizing and Measuring Mental Illness Stigma: The Mental Illness Stigma Framework and Critical Review of Measures. *Stigma and Health*, 3(4), 348–376. <https://doi.org/10.1037/sah0000104>
- Fox, C. [C.], Buchanan-Barrow, E., & Barrett, M. (2008). Children's understanding of mental illness: An exploratory study. *Child: Care, Health and Development*, 34(1), 10–18. <https://doi.org/10.1111/j.1365-2214.2007.00783.x>
- Fox, C. [Claudine] (2020). Children's attitudes to people with mental illness. *Journal of Applied Developmental Psychology*, 67, 101117. <https://doi.org/10.1016/j.appdev.2020.101117>
- Fromme, J., Biermann, R., & Kiefer, F. (2014). Medienkompetenz und Medienbildung: Medienpädagogische Perspektiven auf Kinder und Kindheit. In A. Tillmann, S. Fleischer, & K.-U. Hugger (Eds.), *Digitale Kultur und Kommunikation: Vol. 1. Handbuch Kinder und Medien* (pp. 59–73). Wiesbaden: Springer VS.

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

- Früh, H., & Brosius, H.-B. (2008). Gewalt in den Medien. In B. Batinic & M. Appel (Eds.), *Springer-Lehrbuch. Medienpsychologie* (pp. 177–192). Berlin, Heidelberg: Springer Medizin Verlag Heidelberg.
- Fuhs, B. (2014). Medien in der mittleren Kindheit. In A. Tillmann, S. Fleischer, & K.-U. Hugger (Eds.), *Digitale Kultur und Kommunikation: Vol. 1. Handbuch Kinder und Medien* (pp. 313–322). Wiesbaden: Springer VS.
- Fuhs, B., & Schneider, S. (2014). Mediensozialisation und Medienerziehung. In R. Braches-Chyrek, C. Röhner, H. Sünker, & M. Hopf (Eds.), *Handbuch Frühe Kindheit* (pp. 721–730). Opladen: Budrich.
- Fuhs, B., & Schneider, S. (2017). Mediensozialisation und Medienerziehung. In R. Braches-Chyrek, C. Röhner, H. Sünker, & M. Hopf (Eds.), *Handbuch Frühe Kindheit* (2nd ed., pp. 721–730). Leverkusen: Budrich.
- Furnham, A., Ritchie, W., & Lay, A. (2016). Beliefs about the causes and cures of depression. *The International Journal of Social Psychiatry*, 62(5), 415–424. <https://doi.org/10.1177/0020764016644279>
- Gabbard, G. (2001). Psychotherapy in Hollywood Cinema. *Australasian Psychiatry*, 9(4), 365–369. <https://doi.org/10.1046/j.1440-1665.2001.00365.x>
- Gabbard, G. O., & Gabbard, K. (1999). *Psychiatry and the cinema* (Second Edition). Washington, DC: American Psychiatric Press, Inc.
- Garland, D. (2008). On the concept of moral panic. *Crime, Media, Culture: An International Journal*, 4(1), 9–30. <https://doi.org/10.1177/1741659007087270>
- Geiger, B. (2008). Die Herstellung von Öffentlichkeit für Gewalt an Frauen. In J. Dorer (Ed.), *Medien * Kultur * Kommunikation Ser. Medien - Politik - Geschlecht: Feministische Befunde Zur Politischen Kommunikationsforschung* (pp. 204–217). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften GmbH.
- Gerbner, G. (1972). Communication and Social Environment. *Scientific American*, 227(3), 152–160. <https://doi.org/10.1038/scientificamerican0972-152>
- Gerbner, G. (1998). Cultivation Analysis: An Overview. *Mass Communication and Society*, 1(3–4), 175–194. <https://doi.org/10.1080/15205436.1998.9677855>
- Gerbner, G., Gross, L., Morgan, M., Signorelli, N., & Shanahan, J. (2002). Growing up with television: Cultivation processes. In J. Bryant & D. Zillmann (Eds.), *LEA's communication series. Media effects: Advances in theory and research* (2nd ed., pp. 43–68). Mahwah, NJ: Erlbaum.
- Gerbner, G., Gross, L., Morgan, M., & Signorielli, N. (1981). A Curious Journey into the Scary World of Paul Hirsch. *Communication Research*, 8(1), 39–72. <https://doi.org/10.1177/009365028100800102>
- Gerbner, G., Gross, L., Morgan, M., & Signorielli, N. (1986). Living with television: The dynamics of the cultivation process. Retrieved from http://lcwu.edu.pk/ocd/cfiles/mass%20communications/maj/mc-305/livingwithtelevision_thedynamicsofthecultivationprocessbygerbnergrossmorgansignorielli.pdf
- Gerbner, G., Gross, L., & Signorielli, N. (1980). The “mainstreaming” of America: violence profile number 11. *Journal of Communication*, 10–29.
- Ghossoub, E., Cherro, M., Akil, C., & Gharzeddine, Y. (2021). Mental illness and the risk of self- and other-directed aggression: Results from the National Survey on Drug Use and Health. *Journal of Psychiatric Research*, 132, 161–166. <https://doi.org/10.1016/j.jpsychires.2020.10.010>

- Glasson, J. (1996). The public image of the mentally ill and community care. *British Journal of Nursing* (Mark Allen Publishing), 5(10), 615–617. <https://doi.org/10.12968/bjon.1996.5.10.615>
- Gleich, U. (2005). Medien und Gewalt. In R. Mangold, P. Vorderer, & G. Bente (Eds.), *Lehrbuch der Medienpsychologie* (pp. 587–618). Göttingen: Hogrefe.
- Global Burden of Disease Collaborative Network (2020). *Global Burden of Disease Study 2019 (GBD 2019)*. Seattle. Retrieved from <http://ghdx.healthdata.org/gbd-2019>
- Goepfert, N. C., Conrad von Heydendorff, S., Dreßing, H., & Bailer, J. (2019). Effects of stigmatizing media coverage on stigma measures, self-esteem, and affectivity in persons with depression - an experimental controlled trial. *BMC Psychiatry*, 19(1), 138. <https://doi.org/10.1186/s12888-019-2123-6>
- Golden, J. C., & Jacoby, J. W. (2018). Playing Princess: Preschool Girls' Interpretations of Gender Stereotypes in Disney Princess Media. *Sex Roles*, 79(5-6), 299–313. <https://doi.org/10.1007/s11199-017-0773-8>
- Goslin, D. A. (Ed.) (1973). *Rand McNally sociology series. Handbook of socialization theory and research* (3. pr). Chicago, Ill.: Rand McNally.
- Gottberg, J. von (2014). Gesetzlicher Kinder- und Jugendschutz im Medienbereich. In A. Tillmann, S. Fleischer, & K.-U. Hugger (Eds.), *Digitale Kultur und Kommunikation: Vol. 1. Handbuch Kinder und Medien* (pp. 75–87). Wiesbaden: Springer VS.
- Gottfried, E. D., & Christopher, S. C. (2017). Mental Disorders Among Criminal Offenders: A Review of the Literature. *Journal of Correctional Health Care : The Official Journal of the National Commission on Correctional Health Care*, 23(3), 336–346. <https://doi.org/10.1177/1078345817716180>
- Gottlieb, J., & Switzky, H. N. (1982). Development of school-age children's stereotypic attitudes toward mentally retarded children. *American Journal of Mental Deficiency*, 86(6), 596–600.
- Grabe, M. E., & Drew, D. G. (2007). Crime Cultivation: Comparisons Across Media Genres and Channels. *Journal of Broadcasting & Electronic Media*, 51(1), 147–171. <https://doi.org/10.1080/08838150701308143>
- Granello, D. H., & Pauley, P. S. (2000). Television Viewing Habits and Their Relationship to Tolerance toward People with Mental Illness. *Journal of Mental Health Counseling*. (22), 162–175.
- Grau, S. L., & Zotos, Y. C. (2016). Gender stereotypes in advertising: a review of current research. *International Journal of Advertising*, 35(5), 761–770. <https://doi.org/10.1080/02650487.2016.1203556>
- Greve, W., & Thomsen, T. (2019). *Entwicklungspsychologie: Eine Einführung in die Erklärung menschlicher Entwicklung. Basiswissen Psychologie*. Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-93432-7>
- Gross, L., & Morgan, M. (1985). Television and enculturation. In J. R. Dominick & J. E. Fletcher (Eds.), *Broadcasting research methods*. Boston: Allyn & Bacon.
- Hajok, D. (2014). Veränderte Medienwelten von Kindern und Jugendlichen. Neue Herausforderungen für den Kinder- und Jugendmedienschutz. *BPJM-Aktuell*, 3–17.
- Harper, S. (2005). Media, Madness and Misrepresentation. *European Journal of Communication*, 20(4), 460–483. <https://doi.org/10.1177/0267323105058252>
- Harrison, K. (2000). Television Viewing, Fat Stereotyping, Body Shape Standards, and Eating Disorder Symptomatology in Grade School Children. *Communication Research*, 27(5), 617–640. <https://doi.org/10.1177/009365000027005003>

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

- Hasson-Ohayon, I., Mashlach-Eizenberg, M., Lysaker, P. H., & Roe, D. (2016). Self-clarity and different clusters of insight and self-stigma in mental illness. *Psychiatry Research*, 240, 308–313. <https://doi.org/10.1016/j.psychres.2016.04.060>
- Havighurst, R. J. [Robert J.] (1956a). Research on the Developmental-Task Concept. *The School Review*, 64(5), 215–223. <https://doi.org/10.1086/442319>
- Havighurst, R. J. [Robert J.] (1956b). Research on the Developmental-Task Concept. *The School Review*, 64(5), 215–223. <https://doi.org/10.1086/442319>
- Havighurst, R. J. [Robert James] (1974). *Developmental tasks and education* (Third edition, newly revised.). New York: McKay.
- Hawkins, R. P., & Pingree, S. (1981). Using television to construct social reality. *Journal of Broadcasting*, 25(4), 347–364. <https://doi.org/10.1080/08838158109386459>
- Hawkins, R. P., & Pingree, S. (1982). Television's influence on constructions of social reality. In D. Pearl, L. Bouthilet, & J. Lazar (Eds.), *Television and Behavior: Ten Years of Scientific Progress and Implications for the Eighties* (pp. 224–247). Rockville: U.S. Department of Health and Human Services, Public Health Service, Alcohol, Drug Abuse, and Mental Health Administration, National Institute of Mental Health.
- Hayward, P., & Bright, J. A. (1997). Stigma and mental illness: A review and critique. *Journal of Mental Health*, 6(4), 345–354. <https://doi.org/10.1080/09638239718671>
- Hillert, A., Sandmann, J., Ehlig, S. C., Weisbecker, H., Kepplinger, H. M., & Benkert, O. (1999). The General Public's Cognitive and Emotional Perception of Mental Illnesses: An Alternative to Attitude-Research. In J. Guimón (Ed.), *The image of madness: The public facing mental illness and psychiatric treatment* (pp. 56–71). Basel: KARGER.
- Hinshaw, S. P. (2005). The stigmatization of mental illness in children and parents: Developmental issues, family concerns, and research needs. *Journal of Child Psychology and Psychiatry, and Allied Disciplines*, 46(7), 714–734. <https://doi.org/10.1111/j.1469-7610.2005.01456.x>
- Hirsch, P. M. (1980). The “Scary World” of the Nonviewer and Other Anomalies. *Communication Research*, 7(4), 403–456. <https://doi.org/10.1177/009365028000700401>
- Hirsch, P. M. (1981). On Not Learning from One's Own Mistakes: A Reanalysis of Gerbner et al.'s Findings on Cultivation Analysis Part II. *Communication Research*, 8(1), 3–37. <https://doi.org/10.1177/009365028100800101>
- Hogrefe AG (2021). Retrieved from <https://dorsch.hogrefe.com/stichwort/einstellung>
- Hughes, M. (1980). The fruits of cultivation analysis: A re-examination of the effect of television watching on fear of victimization, alienation, and the approval of violence. *Public Opinion Quarterly*, 287–302.
- Hyler, S. E., Gabbard, G. O. [G. O.], & Schneider, I. (1991). Homicidal maniacs and narcissistic parasites: Stigmatization of mentally ill persons in the movies. *Hospital & Community Psychiatry*, 42(10), 1044–1048. <https://doi.org/10.1176/ps.42.10.1044>
- IMDb.com, Inc. Box Office by IMDbPro Glossary. Retrieved from https://help.imdb.com/article/imdbpro/industry-research/box-office-by-imdbpro-glossary/GN8HA87MT4597FSW?ref=helpart_nav_10#
- IMDb.com, Inc. Countries. Retrieved from <https://help.imdb.com/article/contribution/titles/countries/GTSW4DN8H8LKCXER?ref=helpsrall#>
- IMDb.com, Inc. IMDbPro Refined Search Settings. Retrieved from https://pro.imdb.com/inproduction?ref=search_nv_tt_tmm#type=movie%2CtvMovie&status=RELEASED&genre=Family&year=2009-2019&sort=-us_gross&pos=0

- IMDb.com, Inc. IMDbPro Top MOVIEmeter. Retrieved from https://pro.imdb.com/inproduction?ref=search_nv_tt_tmm#sort=ranking
- IMDb.com, Inc. STARMeter, MOVIEmeter, and COMPANYmeter FAQ. Retrieved from https://help.imdb.com/article/imdbpro/industry-research/starmeter-moviemeter-and-companymeter-faq/GSPB7HDNPKVT5VHC?ref=helpms_helpart_inline#
- Institute for Health Metrics and Evaluation. Mental disorders — Level 2 cause. Retrieved from http://www.healthdata.org/results/gbd_summaries/2019/mental-disorders-level-2-cause
- Institute for Health Metrics and Evaluation. Substance use disorders — Level 2 cause. Retrieved from http://www.healthdata.org/results/gbd_summaries/2019/substance-use-disorders-level-2-cause
- James, S. L., Abate, D., Abate, K. H., Abay, S. M., Abbafati, C., Abbasi, N., . . . Murray, C. J. L. (2018). Global, regional, and national incidence, prevalence, and years lived with disability for 354 diseases and injuries for 195 countries and territories, 1990–2017: a systematic analysis for the Global Burden of Disease Study 2017. *The Lancet*, 392(10159), 1789–1858. [https://doi.org/10.1016/S0140-6736\(18\)32279-7](https://doi.org/10.1016/S0140-6736(18)32279-7)
- Jones, E. E. (1984). *Social stigma: The psychology of marked relationships. A series of books in psychology*. New York, NY: Freeman.
- Jorm, A. F. [A. F.] (2000). Mental health literacy. Public knowledge and beliefs about mental disorders. *The British Journal of Psychiatry : The Journal of Mental Science*, 177, 396–401. <https://doi.org/10.1192/bjp.177.5.396>
- Jorm, A. F. [Anthony F.] (2012). Mental health literacy: Empowering the community to take action for better mental health. *American Psychologist*, 67(3), 231–243. <https://doi.org/10.1037/a0025957>
- Karmasin, M., Rath, M., & Thomaß, B. (Eds.) (2013). *SpringerLink. Normativität in der Kommunikationswissenschaft*. Wiesbaden, s.l.: Springer Fachmedien Wiesbaden. Retrieved from <http://site.ebrary.com/lib/alltitles/docDetail.action?docID=10749339>
<https://doi.org/10.1007/978-3-531-19015-0>
- Karnowski, V. (2008). Sozialkognitive Lerntheorie. In V. Karnowski (Ed.), *VS research. Das Mobiltelefon im Spiegel fiktionaler Fernsehserien: Symbolische Modelle der Handyaneignung*. Zugl.: Zürich, Univ., Diss., 2008 (1st ed., pp. 57–64). Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91211-0_3
- Kern, F. G., & Gleditsch, K. S. (2017). *Exploring Pre-registration and Pre-analysis Plans for Qualitative Inference*. Unpublished. <https://doi.org/10.13140/RG.2.2.14428.69769>
- Kerson, T. S., Kerson, J. F., & Kerson, L. A. (2000). She can have a seizure maybe; then we can watch: The portrayal of epilepsy in film. *Social Work in Health Care*, 30(3), 95–115. https://doi.org/10.1300/J010v30n03_06
- Kessler, R. C. [Ronald C.], Amminger, G. P., Aguilar-Gaxiola, S., Alonso, J., Lee, S., & Üstün, T. B. (2007). Age of onset of mental disorders: A review of recent literature. *Current Opinion in Psychiatry*, 20(4), 359–364. <https://doi.org/10.1097/YCO.0b013e32816ebc8c>
- King, D. J. (1975). The influence of repetition vs. no repetition given equal presentation time on the learning of connected discourse. *Bulletin of the Psychonomic Society*, 5(6), 501–503. <https://doi.org/10.3758/BF03333313>
- Klein, N. A. (2019). Gender Roles. In S. Hupp & J. Jewell (Eds.), *The Encyclopedia of Child and Adolescent Development* (pp. 1–9). Wiley. <https://doi.org/10.1002/9781119171492.wecad480>

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

- Klin, A., & Lemish, D. (2008). Mental disorders stigma in the media: Review of studies on production, content, and influences. *Journal of Health Communication*, 13(5), 434–449. <https://doi.org/10.1080/10810730802198813>
- Kowalski, R. M., & Peipert, A. (2019). Public- and self-stigma attached to physical versus psychological disabilities. *Stigma and Health*, 4(2), 136–142. <https://doi.org/10.1037/sah0000123>
- Kracke, B. (2014). Sozialmoralische Entwicklung. In A. Tillmann, S. Fleischer, & K.-U. Hugger (Eds.), *Digitale Kultur und Kommunikation: Vol. 1. Handbuch Kinder und Medien* (pp. 163–170). Wiesbaden: Springer VS.
- Kranke, D. A., Floersch, J., Kranke, B. O., & Munson, M. R. (2011). A qualitative investigation of self-stigma among adolescents taking psychiatric medication. *Psychiatric Services (Washington, D.C.)*, 62(8), 893–899. https://doi.org/10.1176/ps.62.8.pss6208_0893
- Kuckartz, U. (2018). *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung* (4. Auflage). *Grundlagentexte Methoden*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa. Retrieved from http://ebooks.ciando.com/book/index.cfm?bok_id/2513416
- Kutscher, N. (2014). Soziale Ungleichheit. In A. Tillmann, S. Fleischer, & K.-U. Hugger (Eds.), *Digitale Kultur und Kommunikation: Vol. 1. Handbuch Kinder und Medien* (pp. 101–112). Wiesbaden: Springer VS.
- Lauber, C., Carlos, N., & Wulf, R. (2005). Lay beliefs about treatments for people with mental illness and their implications for antistigma strategies. *Canadian Journal of Psychiatry. Revue Canadienne De Psychiatrie*, 50(12), 745–752. <https://doi.org/10.1177/070674370505001203>
- Lauzen, M. M., Dozier, D. M., & Horan, N. (2008). Constructing Gender Stereotypes Through Social Roles in Prime-Time Television. *Journal of Broadcasting & Electronic Media*, 52(2), 200–214. <https://doi.org/10.1080/08838150801991971>
- Lawson, A., & Fouts, G. (2004). Mental illness in Disney animated films. *Canadian Journal of Psychiatry. Revue Canadienne De Psychiatrie*, 49(5), 310–314. <https://doi.org/10.1177/070674370404900506>
- Lazarsfeld, P. (1968). *The People's Choice*. New York: Columbia University Press.
- Leaper, C., & Farkas, T. (2015). The socialization of gender during childhood and adolescence. In J. E. Grusec & P. D. Hastings (Eds.), *Handbook of socialization: Theory and research* (2nd ed., pp. 541–565). New York, N.Y.: Guilford Press.
- Leifer, A. D., Collins, W. A., Gross, B. M., Taylor, P. H., Andrews, L., & Blackmer, E. R. (1971). Developmental Aspects of Variables Relevant to Observational Learning. *Child Development*, 42(5), 1509. <https://doi.org/10.2307/1127915>
- Leifer, A. D., & Roberts, D. (1972). Children's Responses to Television Violence. In J. P. Murray, E. A. Rubinstein, & G. A. Comstock (Eds.), *Television and Social Behavior: Television and social learning* (pp. 43–181). Washington, DC: National Institute of Mental Health.
- Lewis, N. A. (2020). Open Communication Science: A Primer on Why and Some Recommendations for How. *Communication Methods and Measures*, 14(2), 71–82. <https://doi.org/10.1080/19312458.2019.1685660>
- Li, A., Jiao, D., & Zhu, T. (2018). Detecting depression stigma on social media: A linguistic analysis. *Journal of Affective Disorders*, 232, 358–362. <https://doi.org/10.1016/j.jad.2018.02.087>
- Link, B. G. [B. G.], Phelan, J. C. [J. C.], Bresnahan, M., Stueve, A., & Pescosolido, B. A. [B. A.] (1999). Public conceptions of mental illness: Labels, causes, dangerousness, and social

- distance. *American Journal of Public Health*, 89(9), 1328–1333. <https://doi.org/10.2105/ajph.89.9.1328>
- Link, B. G. [Bruce G.], & Cullen, F. T. (1986). Contact with the Mentally Ill and Perceptions of How Dangerous They Are. *Journal of Health and Social Behavior*, 27(4), 289. <https://doi.org/10.2307/2136945>
- Link, B. G. [Bruce G.], Cullen, F. T., Struening, E., Shrout, P. E., & Dohrenwend, B. P. (1989). A Modified Labeling Theory Approach to Mental Disorders: An Empirical Assessment. *American Sociological Review*, 54(3), 400. <https://doi.org/10.2307/2095613>
- Link, B. G. [Bruce G.], & Phelan, J. C. [Jo C.] (2001). Conceptualizing Stigma. *Annual Review of Sociology*, 27(1), 363–385. <https://doi.org/10.1146/annurev.soc.27.1.363>
- Link, E., & Klimmt, C. (2019). Kognitive Verarbeitung von Gesundheitsinformationen. In C. Rossmann & M. R. Hastall (Eds.), *Handbuch der Gesundheitskommunikation. Handbuch der Gesundheitskommunikation: Kommunikationswissenschaftliche Perspektiven* (pp. 233–243). Wiesbaden: Springer VS.
- Livingston, J. D., & Boyd, J. E. (2010). Correlates and consequences of internalized stigma for people living with mental illness: A systematic review and meta-analysis. *Social Science & Medicine* (1982), 71(12), 2150–2161. <https://doi.org/10.1016/j.socscimed.2010.09.030>
- Löschl, E. (2017). *Psychiatrische Sachverständigengutachten im Verfahren bezüglich des Maßnahmenvollzugs psychisch kranker Rechtsbrecher*. Johannes-Kepler Universität, Linz.
- Maier, M., Marschall, J., & Stengel, K. (2010). *Nachrichtenwerttheorie* (1. Auflage). Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG. <https://doi.org/10.5771/9783845260365>
- Martin, R. (2017). Gender and Emotion Stereotypes in Children's Television. *Journal of Broadcasting & Electronic Media*, 61(3), 499–517. <https://doi.org/10.1080/08838151.2017.1344667>
- Mastro, D. (2009). Effects of racial and ethnic stereotyping. In J. Bryant & M. B. Oliver (Eds.), *Media Effects* (pp. 341–357). New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203877111-22>
- Matthes, J. (2019). *Framing* (2., aktualisierte Auflage). Baden-Baden: Nomos.
- Maurer, M. (2017). *Agenda-Setting* (2nd ed.). *Konzepte. Ansätze der Medien- und Kommunikationswissenschaft: v.1.* Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft. <https://doi.org/10.5771/9783845283043>
- Mayer, A., & Barry, D. D. (1992). Working with the media to destigmatize mental illness. *Hospital & Community Psychiatry*, 43(1), 77–78. <https://doi.org/10.1176/ps.43.1.77>
- McCOMBS, M. (1997). Building Consensus: The News Media's Agenda-Setting Roles. *Political Communication*, 14(4), 433–443. <https://doi.org/10.1080/105846097199236>
- McGhee, P., & Frueh, T. (1980). Television viewing and the learning of sex-role stereotypes. *Sex Roles*, 6(2), 179–188. <https://doi.org/10.1007/BF00287341>
- McGinty, E. E., Goldman, H. H., Pescosolido, B., & Barry, C. L. (2015). Portraying mental illness and drug addiction as treatable health conditions: Effects of a randomized experiment on stigma and discrimination. *Social Science & Medicine* (1982), 126, 73–85. <https://doi.org/10.1016/j.socscimed.2014.12.010>
- McKee, A. (2004). *Textual analysis: A beginner's guide* (Repr). London: Sage.
- McQuail, D. (1987). *Mass communication theory: An introduction*. SAGE Publications. Retrieved from <https://psycnet.apa.org/record/1987-98365-000>

- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest. KIM-Studie 2020. Retrieved from <https://www.mpfs.de/studien/kim-studie/2020/>
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest. Über den mpfs. Retrieved from <https://www.mpfs.de/ueber-den-mpfs/>
- Meyer, T. P. (1972). Effects of viewing justified and unjustified real film violence on aggressive behavior. *Journal of Personality and Social Psychology*, 23(1), 21–29. <https://doi.org/10.1037/h0032868>
- Miller, C. T., Clarke, R. T., Malcarne, V. L., Lobato, D., Fitzgerald, M. D., & Brand, P. A. (1991). Expectations And Social Interactions Of Children With And Without Mental Retardation. *The Journal of Special Education*, 24(4), 454–472. <https://doi.org/10.1177/002246699102400406>
- Miller, C. T., & Major, B. (2003). Coping with stigma and prejudice. In T. F. Heatherton (Ed.), *The social psychology of stigma* (pp. 243–272). New York: Guilford Press.
- Miller, W. (1991). *Media and voters: the audience, content, and influence of press and television at the 1987 General Election*. Oxford: Oxford University Press.
- Montepare, J. M., & Zebrowitz, L. A. (2002). A Social-Developmental View of Ageism. In T. D. Nelson (Ed.), *Ageism: Stereotyping and prejudice against older persons*. Cambridge Massachusetts, Palo Alto California: The MIT Press; ebrary. <https://doi.org/10.7551/mit-press/1157.003.0007>
- Morgan, M. (1983). Symbolic victimization and real world fear. *Human Communication Research*, 9(2), 146–157. <https://doi.org/10.1111/j.1468-2958.1983.tb00689.x>
- Morgan, M., & Shanahan, J. (1997). Two Decades of Cultivation Research: An Appraisal and Meta-Analysis. *Annals of the International Communication Association*, 20(1), 1–45. <https://doi.org/10.1080/23808985.1997.11678937>
- Morgan, M., Shanahan, J., & Signorielli, N. (2015). Yesterday's New Cultivation, Tomorrow. *Mass Communication and Society*, 18(5), 674–699. <https://doi.org/10.1080/15205436.2015.1072725>
- Moser, H. (2014). Medien in der späten Kindheit. In A. Tillmann, S. Fleischer, & K.-U. Hugger (Eds.), *Digitale Kultur und Kommunikation: Vol. 1. Handbuch Kinder und Medien* (pp. 323–333). Wiesbaden: Springer VS.
- Moses, T. (2009). Stigma and self-concept among adolescents receiving mental health treatment. *The American Journal of Orthopsychiatry*, 79(2), 261–274. <https://doi.org/10.1037/a0015696>
- Moses, T. (2010a). Adolescent mental health consumers' self-stigma: associations with parents' and adolescents' illness perceptions and parental stigma. *Journal of Community Psychology*, 38(6), 781–798. <https://doi.org/10.1002/jcop.20395>
- Moses, T. (2010b). Being treated differently: Stigma experiences with family, peers, and school staff among adolescents with mental health disorders. *Social Science & Medicine* (1982), 70(7), 985–993. <https://doi.org/10.1016/j.socscimed.2009.12.022>
- Moses, T. (2011). Stigma apprehension among adolescents discharged from brief psychiatric hospitalization. *The Journal of Nervous and Mental Disease*, 199(10), 778–789. <https://doi.org/10.1097/NMD.0b013e31822fc7be>
- Munafò, M. R., Nosek, B. A., Bishop, D. V. M., Button, K. S., Chambers, C. D., Du Sert, N. P., . . . Ioannidis, J. P. A. (2017). A manifesto for reproducible science. *Nature Human Behaviour*, 1, 21. <https://doi.org/10.1038/s41562-016-0021>
- Nairn, R. [Raymond], Coverdale, J., & Claasen, D. (2001). From source material to news story in New Zealand print media: a prospective study of the stigmatizing processes in depicting

- mental illness. *The Australian and New Zealand Journal of Psychiatry*, 35(5), 654–659. <https://doi.org/10.1046/j.1440-1614.2001.00936.x>
- Nam, S. K., Choi, S. in, Lee, J. H., Lee, M. K., Kim, A. R., & Lee, S. M. (2013). Psychological factors in college students' attitudes toward seeking professional psychological help: A meta-analysis. *Professional Psychology: Research and Practice*, 44(1), 37–45. <https://doi.org/10.1037/a0029562>
- Newheiser, A.-K., & Barreto, M. (2014). Hidden costs of hiding stigma: Ironic interpersonal consequences of concealing a stigmatized identity in social interactions. *Journal of Experimental Social Psychology*, 52, 58–70. <https://doi.org/10.1016/j.jesp.2014.01.002>
- Newton, K. (2006). May the weak force be with you: The power of the mass media in modern politics. *European Journal of Political Research*, 45(2), 209–234. <https://doi.org/10.1111/j.1475-6765.2006.00296.x>
- Nieding, G., & Ohler, P. (2006). Der Erwerb von Medienkompetenz zwischen 3 und 7 Jahren. *TV-Diskurs*, 10(38), 46–51.
- Nieding, G., & Ohler, P. (2008). Mediennutzung und Medienwirkung bei Kindern und Jugendlichen. In B. Batinic & M. Appel (Eds.), *Springer-Lehrbuch. Medienpsychologie* (pp. 379–400). Berlin, Heidelberg: Springer Medizin Verlag Heidelberg.
- Nitsch, C. (2019). Kultivierungseffekte im Gesundheitsbereich. In C. Rossmann & M. R. Hastall (Eds.), *Handbuch der Gesundheitskommunikation. Handbuch der Gesundheitskommunikation: Kommunikationswissenschaftliche Perspektiven* (pp. 335–345). Wiesbaden: Springer VS.
- Nosek, B. A., Hardwicke, T. E., Moshontz, H., Allard, A., Corker, K. S., Dreber, A., . . . Vazire, S. (2021). Replicability, Robustness, and Reproducibility in Psychological Science. Advance online publication. <https://doi.org/10.31234/osf.io/ksfvq>
- Nunnally, J. C. (1961). *Popular conceptions of mental health: Their development and change*. New York: Holt, Rinehart, & Winston. Retrieved from <https://psycnet.apa.org/record/1961-06711-000>
- Oberreiter, D. (2017). *Psychiatrische Blätter: Ausgewählte Aspekte* (21st ed.). Linz.
- O'Bryant, S. L., & Corder-Bolz, C. R. (1978). The effects of television on children's stereotyping of women's work roles. *Journal of Vocational Behavior*, 12(2), 233–244. [https://doi.org/10.1016/0001-8791\(78\)90038-6](https://doi.org/10.1016/0001-8791(78)90038-6)
- Ochman, J. M. (1996). The effects of nongender-role stereotyped, same-sex role models in storybooks on the self-esteem of children in grade three. *Sex Roles*, 35(11-12), 711–735. <https://doi.org/10.1007/BF01544088>
- Oerter, R., & Dreher, E. (1998). Jugendalter. In R. Oerter (Ed.), *Entwicklungspsychologie: Ein Lehrbuch* (4th ed.). Weinheim: Beltz Psychologie-Verl.-Union.
- Ohler, P., & Nieding, G. (2006, April). Der Erwerb von Medienkompetenz zwischen 3 und 7 Jahren. *Tv Diskurs. Verantwortung in Audiovisuellen Medien*, 10(38), 46–51. Retrieved from https://fsf.de/data/hefte/ausgabe/38/nieding_ohler046_tvd38.pdf
- Oliver, M. B. [Mary Beth], & Armstrong, G. B. (1995). Predictors of Viewing and Enjoyment of Reality-Based and Fictional Crime Shows. *Journalism & Mass Communication Quarterly*, 72(3), 559–570. <https://doi.org/10.1177/107769909507200307>
- Österreichisches Institut für angewandte Telekommunikation. Jugend-Internet-Monitor. Retrieved from <https://www.saferinternet.at/services/jugend-internet-monitor/>
- Pachankis, J. E. (2007). The psychological implications of concealing a stigma: A cognitive-affective-behavioral model. *Psychological Bulletin*, 133(2), 328–345. <https://doi.org/10.1037/0033-2909.133.2.328>

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

- Paus-Haase, I. (1998). *Heldenbilder im Fernsehen: Eine Untersuchung zur Symbolik von Serienfavoriten in Kindergarten, Peer-Group und Kinderfreundschaften*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-07689-6>
- Paus-Haase, I. (2000). Medienrezeptionsforschung mit Kindern - Prämissen und Vorgehensweisen.: Das Modell der Triangulation. In I. Paus-Haase (Ed.), *Qualitative Kinder- und Jugendmedienforschung: Theorie und Methoden ; ein Arbeitsbuch* (pp. 15–33). München: KoPäd-Verl.
- Penn, D. L., Chamberlin, C., & Mueser, K. T. (2003). The effects of a documentary film about schizophrenia on psychiatric stigma. *Schizophrenia Bulletin*, 29(2), 383–391. <https://doi.org/10.1093/oxfordjournals.schbul.a007012>
- Pescosolido, B. A. [B. A.], Monahan, J. [J.], Link, B. G. [B. G.], Stueve, A., & Kikuzawa, S. (1999). The public's view of the competence, dangerousness, and need for legal coercion of persons with mental health problems. *American Journal of Public Health*, 89(9), 1339–1345. <https://doi.org/10.2105/ajph.89.9.1339>
- Pescosolido, B. A., Fettes, D. L., Martin, J. K., Monahan, J. [John], & McLeod, J. D. (2007). Perceived dangerousness of children with mental health problems and support for coerced treatment. *Psychiatric Services (Washington, D.C.)*, 58(5), 619–625. <https://doi.org/10.1176/ps.2007.58.5.619>
- Pescosolido, B. A., Martin, J. K., Long, J. S., Medina, T. R., Phelan, J. C. [Jo C.], & Link, B. G. [Bruce G.] (2010). “A disease like any other”? A decade of change in public reactions to schizophrenia, depression, and alcohol dependence. *The American Journal of Psychiatry*, 167(11), 1321–1330. <https://doi.org/10.1176/appi.ajp.2010.09121743>
- Pescosolido, B. A., Medina, T. R., Martin, J. K., & Long, J. S. (2013). The “backbone” of stigma: Identifying the global core of public prejudice associated with mental illness. *American Journal of Public Health*, 103(5), 853–860. <https://doi.org/10.2105/AJPH.2012.301147>
- Philo, G. (1999a). Media and mental illness. In G. Philo (Ed.), *Message received: Glasgow Media Group research, 1993-1998* (pp. 54–61). Abingdon, Oxon, New York, New York: Routledge.
- Philo, G. (Ed.) (1999b). *Message received: Glasgow Media Group research, 1993-1998*. Abingdon, Oxon, New York, New York: Routledge.
- Philo, G., & Secker, J. (1999). Media and mental health. In B. Franklin (Ed.), *Social policy, the media, and misrepresentation* (pp. 135–145). London, New York: Routledge.
- Philo, G., Secker, J., Platt, S., Henderson, L., McLaughlin, G., & Burnside, J. (1994). The impact of the mass media on public images of mental illness: media content and audience belief. *Health Education Journal*, 53(3), 271–281. <https://doi.org/10.1177/001789699405300305>
- Picco, L., Pang, S., Lau, Y. W., Jeyagurunathan, A., Satghare, P., Abdin, E., . . . Subramaniam, M. (2016). Internalized stigma among psychiatric outpatients: Associations with quality of life, functioning, hope and self-esteem. *Psychiatry Research*, 246, 500–506. <https://doi.org/10.1016/j.psychres.2016.10.041>
- Pirkis, J., Blood, R. W., Francis, C., & McCallum, K. (2006). On-screen portrayals of mental illness: Extent, nature, and impacts. *Journal of Health Communication*, 11(5), 523–541. <https://doi.org/10.1080/10810730600755889>
- Pryor, J. B., Reeder, G. D., & Monroe, A. E. (2012). The infection of bad company: Stigma by association. *Journal of Personality and Social Psychology*, 102(2), 224–241. <https://doi.org/10.1037/a0026270>

- Quick, B. L. (2009). The Effects of Viewing Grey's Anatomy on Perceptions of Doctors and Patient Satisfaction. *Journal of Broadcasting & Electronic Media*, 53(1), 38–55. <https://doi.org/10.1080/08838150802643563>
- Rivadeneira, R., Ward, L. M., & Gordon, M. (2007). Distorted Reflections: Media Exposure and Latino Adolescents' Conceptions of Self. *Media Psychology*, 9(2), 261–290. <https://doi.org/10.1080/15213260701285926>
- Rogge, J.-U. (2005). *Kinder können fernsehen: Vom Umgang mit der Flimmerkiste* (3. Aufl., vollst. überarb. und erw. Neuausg.). *rororo rororo-Sachbuch Mit Kindern leben: Vol. 60753*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl.
- Röhm, A., Hastall, M. R., & Ritterfeld, U. (2019). Stigmatisierende und destigmatisierende Prozesse in der Gesundheitskommunikation. In C. Rossmann & M. R. Hastall (Eds.), *Handbuch der Gesundheitskommunikation. Handbuch der Gesundheitskommunikation: Kommunikationswissenschaftliche Perspektiven* (pp. 615–625). Wiesbaden: Springer VS.
- Rose, D. (1998). Television, madness and community care. *Journal of Community & Applied Social Psychology*, 8(3), 213–228. [https://doi.org/10.1002/\(SICI\)1099-1298\(199805/06\)8:3<213::AID-CASP449>3.0.CO;2-C](https://doi.org/10.1002/(SICI)1099-1298(199805/06)8:3<213::AID-CASP449>3.0.CO;2-C)
- Rosen, A., Walter, G., Politis, T., & Shortland, M. (1997). From shunned to shining: Doctors, madness and psychiatry in Australian and New Zealand cinema. *The Medical Journal of Australia*, 167(11-12), 640–644. <https://doi.org/10.5694/j.1326-5377.1997.tb138920.x>
- Rosenberg, M. B. (2001). *Gewaltfreie Kommunikation: Eine Sprache des Lebens* (12., überarbeitete und erweiterte Auflage). *Reihe Kommunikation Gewaltfreie Kommunikation*. Paderborn: Junfermann Verlag.
- Rössler, P. (1997). *Agenda-Setting: Theoretische Annahmen und empirische Evidenzen einer Medienwirkungshypothese. Studien zur Kommunikationswissenschaft: Vol. 27*. Wiesbaden, s.l.: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-09228-5>
- Rössler, P. (2017). *Inhaltsanalyse* (3., völlig überarbeitete Auflage). *UTB Basics: Vol. 2671*. Konstanz, München: UVK Verlagsgesellschaft mbH; UVK/Lucius. Retrieved from <http://www.utb-studi-e-book.de/9783838547060>
- Rössler, P., & Brosius, H.-B. (2001). Do Talk Shows Cultivate Adolescents' Views of the World? A Prolonged-Exposure Experiment. *Journal of Communication*, 51(1), 143–163. <https://doi.org/10.1111/j.1460-2466.2001.tb02876.x>
- Rothschild, N. [N.] (1984). Small Group Affiliation as a Mediating Factor in the Cultivation Process. In Melischek, G., Rosengren, K.E., Stappers, J. (Ed.), *Cultural Indicators: An International Symposium* (pp. 377–387). Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- Rothschild, N. [Nancy], & Morgan, M. (1987). Cohesion and Control: Adolescents' Relationships with Parents as Mediators of Television. *The Journal of Early Adolescence*, 7(3), 299–314. <https://doi.org/10.1177/0272431687073006>
- Rudloff, M. (2021). Advertising Masculinities. In K. Ross, I. Bachmann, V. Cardo, S. Moorti, & C. M. Scarcelli (Eds.), *The Wiley Blackwell-ICA international encyclopedias of communication. The international encyclopedia of gender, media, and communication* (pp. 1–7). Hoboken, NJ: Wiley Blackwell. <https://doi.org/10.1002/9781119429128.iegmc199>
- Rüsch, N., Angermeyer, M. C. [Matthias C.], & Corrigan, P. W. [Patrick W.] (2005). Mental illness stigma: Concepts, consequences, and initiatives to reduce stigma. *European Psychiatry : The Journal of the Association of European Psychiatrists*, 20(8), 529–539. <https://doi.org/10.1016/j.eurpsy.2005.04.004>

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

- Rüsch, N., Evans-Lacko, S., & Thornicroft, G. (2012). What is a mental illness? Public views and their effects on attitudes and disclosure. *The Australian and New Zealand Journal of Psychiatry*, 46(7), 641–650. <https://doi.org/10.1177/0004867412438873>
- Sayce, L. (2000). *From psychiatric patient to citizen: Overcoming discrimination and social exclusion*. Houndmills: MacMillan.
- Schaffer, J. (2008). Ambivalenzen der Sichtbarkeit: Zum Verhältnis von Sichtbarkeit und politischer Handlungsfähigkeit. In J. Dorer (Ed.), *Medien * Kultur * Kommunikation Ser. Medien - Politik - Geschlecht: Feministische Befunde Zur Politischen Kommunikationsforschung* (pp. 233–248). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften GmbH.
- Scherner, C., & Schäfer, S. (2019). Die Bedeutung der sozial-kognitiven Theorie für die Gesundheitskommunikation. In C. Rossmann & M. R. Hastall (Eds.), *Handbuch der Gesundheitskommunikation. Handbuch der Gesundheitskommunikation: Kommunikationswissenschaftliche Perspektiven* (pp. 321–333). Wiesbaden: Springer VS.
- Scherr, S. (2019). Psychische Krankheiten in der Gesellschaft und in den Medien. In C. Rossmann & M. R. Hastall (Eds.), *Handbuch der Gesundheitskommunikation. Handbuch der Gesundheitskommunikation: Kommunikationswissenschaftliche Perspektiven* (pp. 579–589). Wiesbaden: Springer VS.
- Scheufele, B. (2016). *Priming* (1st ed.). *Konzepte. Ansätze der Medien- und Kommunikationswissenschaft: v.14*. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft. Retrieved from <https://e-bookcentral.proquest.com/lib/gbv/detail.action?docID=5519101>
- Schomerus, G. [G.], Matschinger, H. [H.], & Angermeyer, M. C. [M. C.] (2014). Causal beliefs of the public and social acceptance of persons with mental illness: A comparative analysis of schizophrenia, depression and alcohol dependence. *Psychological Medicine*, 44(2), 303–314. <https://doi.org/10.1017/S003329171300072X>
- Schomerus, G. [G.], Schwahn, C., Holzinger, A., Corrigan, P. W. [P. W.], Grabe, H. J., Carta, M. G., & Angermeyer, M. C. [M. C.] (2012). Evolution of public attitudes about mental illness: A systematic review and meta-analysis. *Acta Psychiatrica Scandinavica*, 125(6), 440–452. <https://doi.org/10.1111/j.1600-0447.2012.01826.x>
- Schuegraf, M. (2014). Medienkonvergenz und Celebritys im Kindesalter. In A. Tillmann, S. Fleischer, & K.-U. Hugger (Eds.), *Digitale Kultur und Kommunikation: Vol. 1. Handbuch Kinder und Medien* (pp. 337–349). Wiesbaden: Springer VS.
- Schweizer, K., & Klein, K.-M. (2008). Medien und Emotionen. In B. Batinic & M. Appel (Eds.), *Springer-Lehrbuch. Medienpsychologie* (pp. 149–175). Berlin, Heidelberg: Springer Medizin Verlag Heidelberg.
- Seale, C. (2004). *Media and health* (Repr). London: Sage. Retrieved from <http://www.loc.gov/catdir/enhancements/fy0657/2002103333-d.html>
- Selman, R. L. (1984). *Die Entwicklung des sozialen Verstehens: Robert L. Selman ; Entwicklungspsychologische u. klinische Untersuchungen. (Beiträge zur Soziogenese der Handlungsfähigkeit)*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Shanahan, J., & Morgan, M. (1999). *Television and its viewers: Cultivation theory and research*. Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- Shrum, L. J. (1996). Psychological Processes Underlying Cultivation Effects Further Tests of Construct Accessibility. *Human Communication Research*, 22(4), 482–509. <https://doi.org/10.1111/j.1468-2958.1996.tb00376.x>
- Shrum, L. J. (1999). The Relationship of Television Viewing with Attitude Strength and Extremity: Implications for the Cultivation Effect. *Media Psychology*, 1(1), 3–25. https://doi.org/10.1207/s1532785xmep0101_2

- Shrum, L. J. (2001). Processing strategy moderates the cultivation effect. *Human Communication Research*, 27(1), 94–120. <https://doi.org/10.1111/j.1468-2958.2001.tb00777.x>
- Shrum, L. J. (2004). The cognitive processes underlying cultivation effects are a function of whether the judgments are on-line or memory-based. *Communications*, 29(3). <https://doi.org/10.1515/comm.2004.021>
- Shrum, L. J., & Lee, J. (2012). Multiple Processes Underlying Cultivation Effects: How Cultivation Works Depends on the Types of Beliefs Being Cultivated. In M. Morgan, J. Shanahan, & N. Signorielli (Eds.), *Living with television now: Advances in cultivation theory & research* (pp. 147–167). New York: Lang.
- Sieff, E. (2003). Media frames of mental illnesses: The potential impact of negative frames. *Journal of Mental Health*, 12(3), 259–269. <https://doi.org/10.1080/0963823031000118249>
- Signorielli, N. (1989). The stigma of mental illness on television. *Journal of Broadcasting & Electronic Media*, 33(3), 325–331. <https://doi.org/10.1080/08838158909364085>
- Signorielli, N. (1990a). Children, television, and gender roles. *Journal of Adolescent Health Care*, 11(1), 50–58. [https://doi.org/10.1016/0197-0070\(90\)90129-P](https://doi.org/10.1016/0197-0070(90)90129-P)
- Signorielli, N. (1990b). *Television's mean and dangerous world: A continuation of the cultural indicators perspective*. Retrieved from <https://scholar.google.at/citations?user=a2cuywsaaaaj&hl=de&oi=sra>
- Signorielli, N. (2011). Television's Gender-Role Images and Contribution to Stereotyping: Past, Present, Future. In D. G. Singer & J. L. Singer (Eds.), *Handbook of Children and the Media* (pp. 321–340). SAGE Publications.
- Signorielli, N., & Lears, M. (1992). Children, television, and conceptions about chores: Attitudes and behaviors. *Sex Roles*, 27(3-4), 157–170. <https://doi.org/10.1007/bf00290015>
- Signorielli, N., Morgan, M., & Shanahan, J. (2019). Cultivation Analysis: Research and Practice. In D. W. Stacks, M. B. Salwen, & K. C. Eichhorn (Eds.), *Routledge Communication Series. An integrated approach to communication theory and research* (pp. 113–125). New York NY: Routledge.
- Signorielli, N., & Staples, J. (1997). Television and Children's Conceptions of Nutrition. *Health Communication*, 9(4), 289–301. https://doi.org/10.1207/s15327027hc0904_1
- Smith, R. (2007). Media depictions of health topics: Challenge and stigma formats. *Journal of Health Communication*, 12(3), 233–249. <https://doi.org/10.1080/10810730701266273>
- Smith, S. L., & Granados, A. D. (2009). Content patterns and effects surrounding sex-role stereotyping on television and film. In J. Bryant & M. B. Oliver (Eds.), *Media Effects* (pp. 358–377). New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203877111-23>
- Stompe T, & Schanda H (2010). Der sterreichische Manahmenvollzug nach 21 Abs. 1 StGB. *Journal Fr Neurologie, Neurochirurgie Und Psychiatrie*, 11(2), 30–36. Retrieved from <https://www.kup.at/journals/summary/8924.html>
- Stout, P. A., Villegas, J., & Jennings, N. A. (2004). Images of mental illness in the media: Identifying gaps in the research. *Schizophrenia Bulletin*, 30(3), 543–561. <https://doi.org/10.1093/oxfordjournals.schbul.a007099>
- Stuart, H. [H.] (2016). Reducing the stigma of mental illness. *Global Mental Health*, 3, e17. <https://doi.org/10.1017/gmh.2016.11>
- Stuart, H. [Heather] (2003a). Stigma and the daily news: Evaluation of a newspaper intervention. *Canadian Journal of Psychiatry. Revue Canadienne De Psychiatrie*, 48(10), 651–656. <https://doi.org/10.1177/070674370304801002>
- Stuart, H. [Heather] (2003b). Violence and mental illness: An overview. *World Psychiatry : Official Journal of the World Psychiatric Association (WPA)*, 2(2), 121–124.

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

- Stuart, H. [Heather] (2006). Media portrayal of mental illness and its treatments: What effect does it have on people with mental illness? *CNS Drugs*, 20(2), 99–106. <https://doi.org/10.2165/00023210-200620020-00002>
- Süss, D. (2008). Mediensozialisation und Medienkompetenz. In B. Batinic & M. Appel (Eds.), *Springer-Lehrbuch. Medienpsychologie* (pp. 361–378). Berlin, Heidelberg: Springer Medizin Verlag Heidelberg.
- Süss, D., Lampert, C., & Trültzsch-Wijnen, C. W. (Eds.) (2018). *Studienbücher zur Kommunikations- und Medienwissenschaft. Medienpädagogik: Ein Studienbuch zur Einführung* (3. Auflage). Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-19824-4>
- Taylor, F. (2003). Content Analysis and Gender Stereotypes in Children's Books. *Teaching Sociology*, 31(3), 300. <https://doi.org/10.2307/3211327>
- Theunert, H., Lenssen, M., & Schorb, B. (1995). „Wir gucken besser fern als ihr!“: Fernsehen für Kinder. München: kopaed.
- Thompson, S. K. (1975). Gender Labels and Early Sex Role Development. *Child Development*, 46(2), 339. <https://doi.org/10.2307/1128126>
- Thompson, T. L., & Zerbinos, E. (1997). Do Children Notice It's a Boy's World? *Sex Roles*, 37(5/6), 415–432. <https://doi.org/10.1023/A:1025657508010>
- Thornton, J. A., & Wahl, O. F. (1996). Impact of a newspaper article on attitudes toward mental illness. *Journal of Community Psychology*, 24(1), 17–25. [https://doi.org/10.1002/\(SICI\)1520-6629\(199601\)24:1<17::AID-JCOP2>3.0.CO;2-0](https://doi.org/10.1002/(SICI)1520-6629(199601)24:1<17::AID-JCOP2>3.0.CO;2-0)
- Tillmann, A., & Hugger, K.-U. (2014). Mediatisierte Kindheit - Aufwachsen in mediatisierten Lebenswelten. In A. Tillmann, S. Fleischer, & K.-U. Hugger (Eds.), *Digitale Kultur und Kommunikation: Vol. 1. Handbuch Kinder und Medien* (pp. 31–45). Wiesbaden: Springer VS.
- Uleman, J. S., Adil Saribay, S., & Gonzalez, C. M. (2008). Spontaneous inferences, implicit impressions, and implicit theories. *Annual Review of Psychology*, 59, 329–360. <https://doi.org/10.1146/annurev.psych.59.103006.093707>
- United Nations. Goal 3: Ensure healthy lives and promote well-being for all at all age. Retrieved from <https://sdgs.un.org/goals/goal3>
- United Nations. Goal 5: Achieve gender equality and empower all women and girls. Retrieved from <https://sdgs.un.org/goals/goal5>
- Van Dorn, R., Volavka, J., & Johnson, N. (2012). Mental disorder and violence: Is there a relationship beyond substance use? *Social Psychiatry and Psychiatric Epidemiology*, 47(3), 487–503. <https://doi.org/10.1007/s00127-011-0356-x>
- Vezin, J. F., Berge, O., & Mavrelis, P. (1974). Role of summary and of repetition as a function of their place coordinated with presentation of text material. *Bulletin De Psychologie*. (27), 163–167. Retrieved from <https://psycnet.apa.org/record/1974-22273-001>
- Volavka, J. (2013). Violence in schizophrenia and bipolar disorder. *Psychiatria Danubina*, 25(1), 24–33.
- Vollbrecht, R. (2014). Mediensozialisation. In A. Tillmann, S. Fleischer, & K.-U. Hugger (Eds.), *Digitale Kultur und Kommunikation: Vol. 1. Handbuch Kinder und Medien* (pp. 115–123). Wiesbaden: Springer VS.
- Wahl, O. F. [O. F.] (1999). Mental health consumers' experience of stigma. *Schizophrenia Bulletin*, 25(3), 467–478. <https://doi.org/10.1093/oxfordjournals.schbul.a033394>
- Wahl, O. F. [O. F.], & Lefkowitz, J. Y. (1989). Impact of a television film on attitudes toward mental illness. *American Journal of Community Psychology*, 17(4), 521–528. <https://doi.org/10.1007/BF00931176>

- Wahl, O. (2002). Children's Views of Mental Illness: A Review of the Literature. *Psychiatric Rehabilitation Skills*, 6(2), 134–158. <https://doi.org/10.1080/10973430208408430>
- Wahl, O. (2003). Depictions of mental illnesses in children's media. *Journal of Mental Health*, 12(3), 249–258. <https://doi.org/10.1080/0963823031000118230>
- Wahl, O., Wood, A., Zaveri, P., Drapalski, A., & Mann, B. (2003). Mental illness depiction in children's films. *Journal of Community Psychology*, 31(6), 553–560. <https://doi.org/10.1002/jcop.10072>
- Wahl, O. E., Wood, A., & Richards, R. (2002). Newspaper Coverage of Mental Illness: Is It Changing? *Psychiatric Rehabilitation Skills*, 6(1), 9–31. <https://doi.org/10.1080/10973430208408417>
- Wahl, O. F. (1992). Mass media images of mental illness: A review of the literature. *Journal of Community Psychology*, 20(4), 343–352. [https://doi.org/10.1002/1520-6629\(199210\)20:4<343::AID-JCOP2290200408>3.0.CO;2-2](https://doi.org/10.1002/1520-6629(199210)20:4<343::AID-JCOP2290200408>3.0.CO;2-2)
- Wahl, O. F. (2003). News Media Portrayal of Mental Illness. *American Behavioral Scientist*, 46(12), 1594–1600. <https://doi.org/10.1177/0002764203254615>
- Wahl, O. F., & Roth, R. (1982). Television images of mental illness: Results of a metropolitan Washington media watch. *Journal of Broadcasting*, 26(2), 599–605. <https://doi.org/10.1080/08838158209364028>
- Walker, I., & Read, J. (2002). The differential effectiveness of psychosocial and biogenetic causal explanations in reducing negative attitudes toward “mental illness”. *Psychiatry*, 65(4), 313–325. <https://doi.org/10.1521/psyc.65.4.313.20238>
- Walsh, E., Buchanan, A., & Fahy, T. (2002). Violence and schizophrenia: Examining the evidence. *The British Journal of Psychiatry : The Journal of Mental Science*, 180(06), 490–495. <https://doi.org/10.1192/bjp.180.6.490>
- Watson, A. C., Miller, F. E., & Lyons, J. S. (2005). Adolescent attitudes toward serious mental illness. *The Journal of Nervous and Mental Disease*, 193(11), 769–772. <https://doi.org/10.1097/01.nmd.0000185885.04349.99>
- Wegener, C. (2014). Fernsehen und Film. In A. Tillmann, S. Fleischer, & K.-U. Hugger (Eds.), *Digitale Kultur und Kommunikation: Vol. 1. Handbuch Kinder und Medien* (pp. 393–401). Wiesbaden: Springer VS.
- Wegener, C. (2016). *Aufwachsen mit Medien. Medienwissen kompakt*. Wiesbaden: Springer VS.
- Weiss, M. F. (1985). Children's attitudes toward mental illness as assessed by the Opinions About Mental Illness Scale. *Psychological Reports*, 57(1), 251–258. <https://doi.org/10.2466/pr0.1985.57.1.251>
- Weiss, M. F. (1986). Children's attitudes toward the mentally ill: A developmental analysis. *Psychological Reports*, 58(1), 11–20. <https://doi.org/10.2466/pr0.1986.58.1.11>
- Weiss, M. F. (1994). Children's attitudes toward the mentally ill: An eight-year longitudinal follow-up. *Psychological Reports*, 74(1), 51–56. <https://doi.org/10.2466/pr0.1994.74.1.51>
- Wille, E., Gaspard, H., Trautwein, U., Oschatz, K., Scheiter, K., & Nagengast, B. (2018). Gender Stereotypes in a Children's Television Program: Effects on Girls' and Boys' Stereotype Endorsement, Math Performance, Motivational Dispositions, and Attitudes. *Frontiers in Psychology*, 9, 2435. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2018.02435>
- Wilson, C., Nairn, R., Coverdale, J., & Panapa, A. (1999a). Constructing mental illness as dangerous: A pilot study. *The Australian and New Zealand Journal of Psychiatry*, 33(2), 240–247. <https://doi.org/10.1046/j.1440-1614.1999.00542.x>

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

- Wilson, C., Nairn, R., Coverdale, J., & Panapa, A. (1999b). Mental illness depictions in prime-time drama: Identifying the discursive resources. *The Australian and New Zealand Journal of Psychiatry*, 33(2), 232–239. <https://doi.org/10.1046/j.1440-1614.1999.00543.x>
- Wilson, C., Nairn, R., Coverdale, J., & Panapa, A. (2000). How mental illness is portrayed in children's television. A prospective study. *The British Journal of Psychiatry : The Journal of Mental Science*, 176, 440–443. <https://doi.org/10.1192/bjp.176.5.440>
- Wirtz, M. A. Dorsch Lexikon der Psychologie. Retrieved from <https://dorsch.hogrefe.com/>
- Witt, S. D. (2000). Review of Research: The Influence of Television on Children's Gender Role Socialization. *Childhood Education*, 76(5), 322–324. <https://doi.org/10.1080/00094056.2000.10522124>
- World Bank Group (2021). Population, total. Retrieved from <https://data.worldbank.org/indicator/SP.POP.TOTL>
- World Health Organization (2001). Mental health: A call for action by World Health Ministers. In World Health Organization (Ed.), *Mental health: a call for action by World Health Ministers* (p. 163). Retrieved from <https://pesquisa.bvsalud.org/portal/resource/pt/mis-23644>
- World Health Organization - Department of Mental Health and Substance Dependence (2003). *Investing in mental health*. Geneva: World Health Organization.
- Yang, Y., Tang, L., & Bie, B. (2017). Portrayals of Mental Illnesses in Women's and Men's Magazines in the United States. *Journalism & Mass Communication Quarterly*, 94(3), 793–811. <https://doi.org/10.1177/1077699016644559>
- Yap, M. B. H., Reavley, N. J., & Jorm, A. F. [Anthony Francis] (2013). Associations between stigma and help-seeking intentions and beliefs: Findings from an Australian national survey of young people. *Psychiatry Research*, 210(3), 1154–1160. <https://doi.org/10.1016/j.psychres.2013.08.029>
- Zajonc, R. B. (1968). Attitudinal effects of mere exposure. *Journal of Personality and Social Psychology*, 9(2, Pt.2), 1–27. <https://doi.org/10.1037/h0025848>

Anhang A**Sozial herausfordernde Verhaltensweisen von Menschen mit psychischen Störungen**

Manche psychischen Störungen (Dilling et al., 2015) stehen in Verbindung mit Symptomen, die für das jeweilige soziale Umfeld der Betroffenen eine Herausforderung darstellen. Die nachfolgende Liste soll das Spektrum potenziell problematischer Verhaltensweisen skizzieren, erhebt aber keinen Anspruch auf Vollständigkeit:

Menschen mit *akuter Intoxikation* (F1x.0) können sich enthemmt verhalten.

Menschen mit *Abhängigkeitssyndrom* (F1x.2) können ihre Pflichten zugunsten der Beschaffung oder des Konsums der Substanz bzw. der Erholung von den Auswirkungen des Konsums vernachlässigen und auf illegalen Wegen Geld für den Konsum beschaffen.

Menschen mit *Schizophrenie, schizotypen und wahnhaften Störungen* (F2) können für andere Menschen zur Herausforderung werden, wenn sie ihren Sinnestäuschungen und inhaltlichen Denkstörungen entsprechend – jedoch für andere Menschen teilweise unnachvollziehbar – handeln, ihr Gedankenablauf auffällig wird und sie Denkstörungen und/oder Ich-Bewusstseinsstörungen aufweisen.

Menschen, die eine *Manie* (F30) erleben, können übermäßig gesprächig, libidinös, reizbar, arrogant, soziale Grenzen überschreitend oder unhöflich auftreten, und auch psychotische Symptome aufweisen. Da Menschen in einem manischen Zustand zu keiner realistischen Einschätzung von Gefahren und Risiken in der Lage sind, können sie sich selbst und andere Personen durch ihr Verhalten in Gefahr bringen.

Menschen mit *dissoziativen Störungen* (F44) können sich gebärden, als wären sie beispielsweise von einem Dämon besessen.

Menschen mit *Essstörungen* (F50) können selbstschädigende Verhaltensweisen an den Tag legen, die für das soziale Umfeld – anders als für die Betroffenen selbst – als solches erkennbar, schwer mit anzusehen und nicht nachvollziehbar ist.

Aus dem großen Feld der *Persönlichkeitsstörungen* (F60) gibt es einige, die sich – auch, beziehungsweise ausschließlich – für das soziale Umfeld der Betroffenen herausfordernd darstellen. Hier seien die *paranoide Persönlichkeitsstörung* (F60.0), die *schizoide Persönlichkeitsstörung* (F60.1), die *dissoziale Persönlichkeitsstörung* (F60.2), die *emotional instabile Persönlichkeitsstörung* (F60.3), die *histrionische Persönlichkeitsstörung* (F60.4), die *zwanghafte*

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Persönlichkeitsstörung (F60.5), die *narzisstische Persönlichkeitsstörung* (F60.80) und die *passiv-aggressive Persönlichkeitsstörung* (F60.81) hervorgehoben. Manche Persönlichkeitsstörungen zeichnen sich unter anderem durch eine erhöhte Aggressionsbereitschaft gegenüber anderen und/oder durch eine ausgeprägte Streitsucht aus, insbesondere die *paranoide Persönlichkeitsstörung* (F60.0), die *dissoziale Persönlichkeitsstörung* (F60.2) und die *emotional instabile Persönlichkeitsstörung vom impulsiven Typ* (F60.30).

Menschen mit *abnormen Gewohnheiten und Störungen der Impulskontrolle* (F.63) können sich für andere Menschen herausfordernd oder sogar schädigend verhalten.

*Pathologische Spieler*innen* (F63.0) können ihre sozialen Pflichten vernachlässigen, auf illegalen Wegen Geld beschaffen und sich in Lügen verstricken.

*Pathologische Brandstifter*innen* (F63.1) können das Leben anderer Menschen aufs Spiel setzen.

*Kleptoman*innen* (F63.2) können andere Menschen materiell schädigen.

Menschen mit *Störungen der Sexualpräferenz* (F65), insbesondere *Exhibitionist*innen* (65.2), *Pädophile* (F65.4) und *Sadomasochist*innen* (F65.5) können bei ihren Objekten Leiden verursachen.

Auch einige *Verhaltens- und emotionale Störungen mit Beginn in der Kindheit und Jugend* (F9) können das soziale Umfeld herausfordern. Insbesondere seien hier die *hyperkinetische Störung* (F90), die *Störung des Sozialverhaltens bei fehlenden sozialen Bindungen* (F91.1), die *Störung des Sozialverhaltens mit oppositionellem, aufsässigem Verhalten* (F91.3) und die *Bindungsstörung des Kindesalters mit Enthemmung* (F94.2) hervorgehoben.

Die an der Prävalenz gemessen weltweit häufigsten psychischen Störungen sind in absteigender Reihenfolge die Angststörungen (F4), die depressiven Störungen (F32 und F33), der Substanzmissbrauch (F1), die Dysthymie (F34.1), die idiopathischen intellektuellen Entwicklungsstörungen (F70-F79) und hyperkinetische Störungen (F90) (Global Burden of Disease Collaborative Network, 2020; James et al., 2018).

Anhang B**Techniken der filmischen Darstellung von psychischen Störungen**

In Filmen kommen unterschiedliche *Techniken des Framings* (Dahinden, 2006; Entman, 1993; Matthes, 2019) zum Einsatz, um psychisch auffällige Figuren zu kontrastieren (Pirkis et al., 2006): So werden unter anderem filmische Mittel (z.B. Filmmusik, Beleuchtung, Schauplätze, etc.) (Hylar et al., 1991; Rose, 1998; Sieff, 2003), abwertende Sprache (z.B. Begriffe wie „verrückt“ oder „Psycho“, etc.) (O. Wahl et al., 2003; Wilson et al., 2000) und markante Körpermerkmale (im Falle der Figuren mit psychischen Störungen z.B. häufig verfaulte Zähne, zerzaustes Haar, etc.) (Wilson et al., 2000) verwendet.

Auch die Kameraeinstellungen, die zum Filmen von Figuren mit psychischen Störungen eingesetzt werden, unterscheiden sich von jenen, die zum Filmen anderer Figuren angewandt werden. Charaktere mit psychischen Störungen werden in der Regel mit Nah- oder Extremaufnahmen allein gezeigt, was den Eindruck ihrer Isolation und Entfremdung von den anderen Charakteren und von der Gemeinschaft zusätzlich verstärkt (Heather Stuart, 2006).

Im Zuge einer Diskursanalyse neuseeländischer Prime-Time-Fernsehserien von Wilson et al. (1999a) wurden neun filmische Mittel identifiziert, mit welchen die Gefährlichkeit von Filmfiguren mit psychischen Störungen signalisiert wird: äußeres Erscheinungsbild, Musik- und Soundeffekte, Beleuchtung, Sprache, Inter-Cutting, Jump-Cutting, Point-of-View-Aufnahmen, Horrorkonventionen und Intertextualität.

Anhang C**Codebuch****Codier-Vorgang 1*****Definition der Einheiten***

Die in IMBbPro gezogene Stichprobe stellt die Auswahlinheit (sampling unit) (Rössler, 2017) dar. Ein Filmausschnitt aus der Stichprobe, in dem eine psychische Auffälligkeit vorkommt, stellt jeweils eine Analyseeinheit (recording unit) (Rössler, 2017) dar. Eine psychische Auffälligkeit ist eine Codiereinheit (content unit) (Rössler, 2017).

Beschreibung der Vorgehensweise

Im ersten Codier-Vorgang werden sämtliche Filme aus der Stichprobe einmal komplett auf Netflix, Disney+ oder Amazon Prime angesehen. Filmausschnitte, bezüglich derer anfängliche Unsicherheiten bestehen, weil beispielsweise sehr viele Figuren gleichzeitig in hohem Tempo verschiedene Handlungen vollziehen, werden wiederholt angesehen, bis alle Unklarheiten beseitigt sind. Während des ersten Codier-Vorgangs wird auf zwei Tabellen Folgendes handschriftlich dokumentiert:

In der *Tabelle C4* werden für alle Figuren mit Auffälligkeiten ihr Name und ihr soziales Geschlecht festgehalten, ihnen eine Nummer zugewiesen und notiert, zu welchem Film sie gehören. In der *Tabelle C5* werden alle Filmausschnitte notiert, in denen Auffälligkeiten im psychopathologischen Status vorkommen. Als relevanter Filmausschnitt qualifiziert ist jeweils ein "kleinerer Teil, der eine bestimmte Kenntnis des Ganzen vermittelt, zu dem er gehört" (Bibliographisches Institut GmbH, 2021a). Was zu einem Filmausschnitt gezählt werden soll und was nicht, soll für jeden Einzelfall unter Berücksichtigung des jeweiligen filmischen Kontextes entschieden werden, wobei darauf zu achten ist, dass jeder Filmausschnitt eine inhaltliche und logische Einheit darstellen soll.

Zur Bestimmung des psychopathologischen Status wird die Systematik aus dem Text zur Diagnostik von Oberreiter (2017), die noopsychische und thymopsychische Funktionen unterscheidet, verwendet. Für jeden Filmausschnitt werden jeweils der Anfang und das Ende des Segments (z.B. 00:10:45 – 00:11:56), der Code der Figur, der Code der Auffälligkeit/die Codes der Auffälligkeiten und der Code des Filmes festgehalten. Begriffe, welche in Oberreiter (2017) vorkommen und dort nicht in ausreichendem Detail erklärt oder ausgeführt werden, werden mit

Hilfe des Dorsch Lexikons der Psychologie (Wirtz) näher erschlossen, bevor die Systematik am Material angewandt wird.

Das Verhalten von Figuren im Baby-, Kleinkind-, und Kindesalter wird nicht codiert, weil kindliches Verhalten nicht an denselben Kriterien gemessen werden kann wie erwachsenes. Gewöhnliches, pubertäres Verhalten von Figuren im entsprechenden Alter wird ebenso wenig als Auffälligkeit codiert, da Stimmungsschwankungen etc. bei Pubertierenden als normales Verhalten gelten. Das Verhalten pubertierender Figuren wird nur in solchen Filmausschnitten berücksichtigt, in denen diese sich ohne Zweifel auch für Pubertierende ungewöhnlich und überschießend verhalten. Manche Filme enthalten im Abspann zusätzliches Material. Dieses wurde für die Codier-Vorgänge berücksichtigt.

Thymopsyche. Für sämtliche Einschätzungen zu den thymopsychischen Funktionen der Filmfiguren wird auch der Kontext des jeweiligen Verhaltens berücksichtigt.

Stimmung. Von besonderer Bedeutung ist dies insbesondere für die Betrachtung der Stimmung von Filmfiguren. Der Begriff der Stimmung beschreibt eine "bestimmte augenblickliche Gemütsverfassung" (Bibliographisches Institut GmbH, 2021e). Auf eine bestimmte Art und Weise gestimmt zu sein, ist demnach für sich allein noch keine Auffälligkeit. Als Auffälligkeiten werden nur solche Verhaltensweisen gezählt, die dem Kontext unangemessen erscheinen. Da Menschen stets auf die eine oder andere Weise gestimmt sind, wurden nur solche Figuren als auffällig codiert, bei denen mindestens einmal mindestens eine weitere Auffälligkeit abgesehen von ihrer Stimmungslage auftrat, zum Beispiel wenn zu einer manischen Stimmung ein starker Rededrang, ein gesteigerter Antrieb und/oder gesteigerte Psychomotorik hinzukam.

Zur besseren Verständlichkeit des Vorgehens seien zwei Beispiele genannt: Wenn das Leben einer Filmfigur in einer Szene bedroht ist, wird eine ängstliche Stimmung, eine starke Mimik, ein gesteigerter Antrieb, ein gesteigerter Gedankenablauf oder ein agitiertes Verhalten nicht als Auffälligkeit gewertet. Wenn eine Filmfigur in einer Szene den Verlust einer Bezugsfigur verarbeitet, werden eine depressive Stimmung, ein geminderter Antrieb oder eine verminderte Konzentration nicht als Auffälligkeiten gewertet.

Affizierbarkeit. Es wird als Auffälligkeit festgehalten, wenn eine Figur im positiven oder negativen Bereich überaffizierbar ist oder die Affizierbarkeit herabgesetzt bzw. nicht gegeben ist, nicht aber die genaue Art des Phänomens.

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Psychomotorik. Weiters wird die Systematik von Oberreiter in Hinblick auf den Bereich der Psychomotorik dahingehend abgewandelt, dass nur codiert wird, ob die Psychomotorik auffällig oder unauffällig ist, nicht aber in welchem Detail.

Ob eine Figur psychomotorisch auffällig ist, wird in Relation zu den anderen Figuren desselben Filmes eingeschätzt. Für dieses Vorgehen seien folgende Gründe genannt: Bei sechs der Filme in der Stichprobe handelt es sich um Musicals. Musicals sind eine "populäre Gattung des Musiktheaters mit Elementen aus Drama, Operette, Revue und Varieté" (Bibliographisches Institut GmbH, 2021c). Es wird davon ausgegangen, dass Filme dieser Gattung sich künstlerischer Mittel – also zum Beispiel tänzerischer, akrobatischer oder sängerischer Einlagen – bedienen, derer sich Filme, die keine Musicals sind, nicht bedienen. Alle Filme in der Stichprobe sind außerdem entweder zur Gänze animiert oder enthalten zumindest mehrere animierte Elemente. Es wird davon ausgegangen, dass auch in Animationsfilmen bewusst künstlerische Elemente, zum Beispiel der Übertreibung, eingesetzt werden.

Biorhythmus. Es wird festgehalten, wenn der Schlaf einer Figur gestört ist, nicht aber die genaue Art der Schlafstörung.

Triebe. In der Annahme, dass Kinderfilme, nicht zuletzt aus Gründen des Jugendschutzes, keine Hinweise auf den Sexualtrieb von Figuren enthalten würden, wurde dieser Bereich von Oberreiters Systematik im Kategoriensystem ausgelassen. Es wird als Auffälligkeit festgehalten, wenn der Ernährungstrieb gesteigert oder vermindert ist, nicht aber die genaue Art der Veränderung des Ernährungstriebes.

Noopsyche. Folgende Bereiche aus Oberreiters Systematik zur Noopsyche werden nicht im Detail, sondern zusammenfassend codiert:

Bewusstsein. es wird festgehalten, wenn das Bewusstsein nicht klar ist, nicht aber die genaue Art der Veränderung

Orientierung. Es wird als Auffälligkeit notiert, wenn die Figur in einem oder mehreren Bereichen des- oder umorientiert ist

Sensorium. Es wird festgehalten, wenn bei einer Figur Sinnestäuschungen vorliegen, nicht aber die genaue Art der Sinnestäuschung

Gedächtnis. Es wird als Auffälligkeit festgehalten, wenn bei einer Figur eines oder mehrere der Gedächtnis-Phänomene aus Oberreiter (2017) vorliegen, nicht aber die genaue Art des Phänomens.

Tempo des Gedankenablaufs. Es wird als Auffälligkeit festgehalten, wenn bei einer Figur der Gedankenablauf gesteigert oder verlangsamt ist, oder Mutismus vorliegt, nicht aber die genaue Art des Phänomens

Gedankenablauf. Es wird als Auffälligkeit festgehalten, wenn bei einer Figur eines oder mehrere der Gedankenablauf-Phänomene aus Oberreiter (2017) vorliegen, nicht aber die genaue Art des Phänomens.

Schizophrenie-spezifische Denkstörungen. Es wird festgehalten, wenn bei einer Figur eine oder mehrere der Schizophrenie-spezifischen Denkstörungen aus Oberreiter (2017) vorliegen, nicht aber die genaue Art der Denkstörung.

Inhalte. Es wird als Auffälligkeit festgehalten, wenn bei einer Figur eine oder mehrere der inhaltlichen Denkstörungen aus Oberreiter (2017) vorliegen, nicht aber die genaue Art der inhaltlichen Denkstörung.

Geschlecht. Zudem wird für alle Figuren mit Auffälligkeiten ihr Gender, also ihr soziales Geschlecht, codiert. Das soziale Geschlecht der Filmfiguren wird anhand der verwendeten Pronomen und Anreden als männlich oder weiblich festgestellt. Sofern das Geschlecht auf diese Weise nicht identifizierbar ist, wird das Geschlecht ihres jeweiligen Synchronsprechers / ihrer Synchronsprecherin herangezogen. Wenn zu wenige Hinweise vorhanden sind, um das soziale Geschlecht einer Figur so festzustellen, wird das soziale Geschlecht als „neutral“ notiert.

Nach dem Ansehen aller Filme werden die handschriftlich festgehaltenen Daten in Tabelle C6 übertragen. In alle Felder, die auf eine Figur und einen Ausschnitt zutreffen, wird eine „1“ eingetragen, in alle anderen Felder im Raster wird eine „0“ eingetragen.

*Tabellarische Übersicht über das Kategoriensystem***Tabelle C1***Film Codes*

Film Code	Film Name	Jahr
1	Die Unglaublichen 2	2018
2	Der König der Löwen	2019
3	Die Schöne und das Biest	2017
4	Findet Dorie	2016
5	Die Eiskönigin 2	2019
6	A Toy Story: Alles hört auf kein Kommando	2019
7	Toy Story 3	2010
8	Die Eiskönigin – Völlig unverfroren	2013
9	Pets	2016
10	Ich – Einfach unverbesserlich 2	2013
11	Das Dschungelbuch	2016
12	Alles steht Kopf	2015
13	Aladdin	2019
14	Zoomania	2016
15	Minions	2015

Tabelle C2*1. Thymopsychische Auffälligkeiten*

Code	Psychische Funktion	Auffälligkeit
1.1.	Stimmung	
1.1.1.		Mischbild
1.1.2.		manisch
1.1.3.		euphorisch
1.1.4.		ausgeglichen
1.1.5.		dysphorisch
1.1.6.		ängstlich
1.1.7.		depressiv
1.1.8.		apathisch
1.2.	Befindlichkeit	
1.2.1.		positiv (lustbetont)
1.2.2.		negativ (Unwohlsein)
1.3.	Affekt	
1.3.1.		überschießend
1.3.2.		läppisch
1.3.3.		labil
1.3.4.		flach
1.3.5.		arm
1.3.6.		starr
1.3.7.		Affektdissoziation/Parathymie
1.4.	Affizierbarkeit	auffällig
1.5.	Antrieb	
1.5.1.		gesteigert
1.5.2.		wechselnd
1.5.2.		vermindert= gehemmt
1.6.	Psychomotorik	auffällig
1.7.	Biorhythmus	Schlafstörung
1.8.	Ernährungstrieb	auffällig

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Tabelle C3

2. Noopsychische Auffälligkeiten

Code	Psychische Funktion	Auffälligkeit
2.1.	Bewusstsein	unklar
2.2.	Orientierung	auffällig
2.3.	Sensorium	Sinnestäuschungen
2.4.	Intelligenz	auffällig
2.5.	Gedächtnis	auffällig
2.6.	Denken und Sprache	
2.6.1.	Konzentration	vermindert
2.6.2.	Tempo des Gedankenab- laufs	auffällig
2.6.3.	Gedankenablauf	auffällig
2.6.4.	Schizophrenie-spezifische Denkstörungen	vorhanden
2.6.5.	Inhalte	auffällig

Tabelle C4

[illegible]

Filmabschnitte Auffälligkeiten Status psychicus

[illegible]

[illegible]

Codier-Vorgang 2

Die in IMBbPro gezogene Stichprobe stellt die Auswahlinheit (sampling unit) (Rössler, 2017) dar. Eine im Codier-Vorgang 1 als solche identifizierte, psychisch auffällige Figur aus der Stichprobe, stellt jeweils eine Analyseeinheit (recording unit) (Rössler, 2017) dar. Ein Hinweis auf eine konkrete Darstellungsform ist eine Codiereinheit (content unit) (Rössler, 2017).

Beschreibung der Vorgehensweise

Im zweiten Codier-Vorgang werden alle fünfzehn Filme erneut angesehen. In Anlehnung an die Methodologie von R. Smith (2007) wird dabei notiert, wie die psychisch auffälligen Figuren dargestellt werden, wie andere Figuren mit ihnen umgehen und wie psychisch auffällige Figuren mit sich selbst und ihren Auffälligkeiten umgehen. Wenn eine der Hinweis-Kategorien aus Tabelle X7 und Tabelle X8 einem Film-aus-schnitt zugeordnet werden kann, wird eine „1“ in die entsprechende Tabelle X9 eingetragen – tut sie dies nicht, so wird eine „0“ eingetragen (Rössler, 2017). Die Codierung in Tabelle X9 erfolgt zuerst handschriftlich und wird im Anschluss auf den Computer übertragen.

*Tabellarische Übersicht über das Kategoriensystem***Tabelle C7***4. Hinweise auf eine positiv getönte Darstellung von Figuren mit psychischen Auffälligkeiten*

Code	Hinweis	Beschreibung und Beispiele
4.1.	Aktive Hilfesuche	Betroffene suchen aktiv nach Hilfe zur Bewältigung von Dingen, die sie subjektiv als Probleme oder Herausforderungen wahrnehmen. Sie bitten zum Beispiel andere darum, sie freiwillig zu unterstützen.
4.2.	Beistand	Die auffällige Figur erfährt Hilfe und Trost durch andere Figuren. Ihr wird beispielsweise zugehört, wenn sie sich über ihre Anliegen äußert, oder mit hoffnungsvollen Äußerungen gut zuredet. Die Hilfe wird freiwillig ohne Zwang gegeben.
4.3.	körperliche Zuwendung	Die auffällige Figur erfährt durch andere Figuren körperliche Nähe oder gewaltfreie Berührung. Ihr wird beispielsweise zur Aufmunterung ein Arm um die Schulter gelegt. Ein Händedruck zur Begrüßung gilt nicht als Zuwendung.
4.4.	Verteidigung	Andere Figuren verteidigen die auffällige Figur gegen Angriffe durch Dritte, die auffällige Figur wird geschützt. Es gilt auch der Versuch der Verteidigung als Verteidigung.
4.5.	Humor	Betroffene oder andere Figuren reagieren mit Humor auf die Auffälligkeiten. Beispielsweise lachen die auffällige Figur und eine andere Figur gemeinsam darüber, dass die auffällige Figur etwas vergessen hat.
4.6.	Verstehen wollen	Betroffene oder andere Figuren wollen die Anliegen/Sorgen der psychisch auffälligen Figur oder Ursachen hinter ihrer psychischen Auffälligkeit verstehen.
4.7.	Erfolg	Psychisch auffällige Figuren haben Erfolg in dem, was sie tun. Sie erreichen ihre Ziele ganz oder zum Teil.
4.8.	Heilung	Die auffällige Figur wird dauerhaft von den Auffälligkeiten geheilt
4.9.	positiv getönte Selbstreflexion	Betroffene reflektieren über sich selbst, ohne sich selbst zu stereotypisieren, zu verurteilen oder zu stigmatisieren. Sie machen positiv getönte Aussagen über sich selbst.

Tabelle C8*5. Hinweise auf eine negativ getönte Darstellung von Figuren mit psychischen Auffälligkeiten*

Code	Hinweis	Beschreibung und Beispiele
5.1.	Abwertung/ Etikettierung/ Zynismus	Der auffälligen Figur werden durch andere Figuren mittels Sprache negative Eigenschaften (z.B. "verrückt", "böse", etc.) und/oder Etikettierungen (z.B. "Verrückte*r", "Monster", etc.) zugeschrieben und/oder es kommen abwertende Gesten vor.
5.2.	Auslachen	Die auffällige Figur wird von anderen Figuren lächerlich gemacht, verspottet, verhöhnt und/oder ausgelacht. Humor auf Kosten von Betroffenen. Beispielsweise lacht eine andere Figur die auffällige Figur aus, wenn diese sich an etwas nicht erinnern kann.
5.3.	Schuld	Andere Figuren oder die Erzähler*innen-Stimme äußern explizit die Ansicht oder deuten klar an, dass der/die Betroffene an seinen/ihren Problemen selbst Schuld und für sie alleine verantwortlich sei. Beispielsweise beschreibt ein*e Erzähler*in, dass eine auffällige Figur sich häufig schlecht verhalten hatte und sie als Bestrafung dafür so verzaubert wurde, dass es ihr nun psychisch nicht gut geht.
5.4.	Vermeidung/ Isolation/ Ausgrenzung	Botschaften, die die soziale Isolation, die Vermeidung und/oder die soziale Ablehnung und Ausgrenzung von Betroffenen betonen. Beispielsweise wird eine Figur in einen Kerker gesperrt oder ihr nicht gestattet, an bestimmten Aktivitäten teilzuhaben.
5.5.	Täter*innen- schaft/ Gefahr	Botschaften, die sich auf Gefahren beziehen, die von der auffälligen Figur ausgehen. Betroffene Figuren als Täter*innen von verbaler oder körperlicher Gewalt. Hinweise, dass andere Figuren Angst vor der auffälligen Figur haben. Beispielsweise räumt eine auffällige Figur eine andere Figur mit körperlicher Gewalt aus dem Weg, tötet sie oder droht ihr, sie zu verletzen.
5.6.	Opfer	Betroffene Figuren als Opfer von körperlicher Gewalt. Beispielsweise wird eine auffällige Figur von einer anderen geschlagen. Auch gejagt zu werden, ohne erwischt zu werden, gilt als Gewalt.

5.7.	Ignorieren	Betroffene Figuren oder auffällige Verhaltensweisen von betroffenen Figuren werden von anderen Figuren ignoriert. Es wird nicht auf sie reagiert. Beispielsweise macht eine auffällige Figur einen Vorschlag, auf den niemand reagiert, obwohl angenommen werden muss, dass der Vorschlag wahrgenommen wurde.
5.8.	Genervtheit/ Irritation/ Scham/ Ekel	Verbale oder nonverbale Hinweise darauf, dass andere durch das Verhalten/die Aussagen der psychisch auffälligen Figur irritiert oder genervt sind. Worte und Bilder, die Scham oder Ekel hervorrufen, indem sie z.B. verlegene Gesichter, andere Menschen, die sich die Nase zuhalten oder würgen, zeigen. Beispielsweise verdreht eine andere Figur ihre Augen, nachdem eine auffällige Figur etwas gesagt hat.
5.9.	Selbst-Stereotypisierung/ Selbst-Vorverurteilung/ Selbst-Stigmatisierung	Hinweise darauf, dass sich psychisch auffällige Figuren selbst negative Eigenschaften zuschreiben, und ihnen eventuell sogar emotional zustimmen. Betroffene denken oder reden schlecht über sich selbst. Beispielsweise sagt eine auffällige Figur „ich mache immer alles falsch“.

[illegible]

Anhang D**Liste aller psychisch auffälligen Figuren**

Film Code	Figur		
	Code	Gender	Name
1	1	M	Winston Deavor
1	2	M	Bob/Mr. Incredible
1	3	W	Helen/Elastigirl
1	4	M	Chad
1	5	W	Violetta
1	6	W	Voyd
1	7	M	Screenslaver
1	8	W	Edna
1	9	W	Evelyn Deavor
2	1	M	Scar
2	2	M	Zazu
2	3	M	Pumbaa
2	4	M	Simba
2	5	M	Timon
3	1	M	Monsieur Jean
3	2	M	Biest
3	3	M	Gaston
4	1	W	Dorie
4	2	M	Marlin
4	3	M	Crush
4	4	M	Hank
4	5	M	namenloser Seelöwe 1
4	6	M	namenloser Seelöwe 2
4	7	M	Gerald
4	8	W	Destiny
4	9	M	Bailey
4	10	W	Becky
4	11	W	Shelly
5	1	W	Elsa
5	2	M	Pabbie
5	3	M	Olaf
5	4	M	Kristoff
5	5	W	Anna
6	1	M	Forky
6	2	M	Benson
6	3	M	namenlose Puppe 2
6	4	M	namenlose Puppe 3
6	5	M	namenlose Puppe 4

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

6	6	M	namenloser Schausteller auf Rummel
6	7	W	Giggle McDimples
6	8	M	Combat Carl 1
6	9	M	Combat Carl 2
6	10	M	Combat Carl 3
6	11	M	Bunny
6	12	M	Ducky
6	13	M	Leibwächter-Puppe 1
6	14	M	Duke Kaboom
6	15	M	Leibwächter-Puppe 2
6	16	M	Leibwächter-Puppe 3
7	1	W	Kartoffel Kittie
7	2	W	Jessie
7	3	M	Andy
7	4	M	Buster
7	5	M	namenloser Müllmann
7	6	M	Rex
7	7	W	Barbie
7	8	M	Woody
7	9	M	Ken
7	10	W	Stretch
7	11	M	Lotso Knuddelbär
7	12	M	Chuckles
7	13	M	Buzz Lightyear
7	14	M	Der Affe
7	15	M	Kartoffel Kit
7	16	M	Big Baby
7	17	N	Alien 1
7	18	N	Alien 2
7	19	N	Alien 3
8	1	W	Elsa
8	2	M	Herzog von Pitzbühl
8	3	W	Anna
8	4	M	namenloser Verkäufer Krämerladen
8	5	M	Kristoff
8	6	M	Olaf
9	1	W	Chloé
9	2	M	Mel
9	3	M	Max
9	4	M	namenloser Hund im Park
9	5	M	Duke
9	6	M	namenlose rosa Katze
9	7	W	María
9	8	M	Namenloser Freund von María
9	9	M	Snowball
9	10	M	Tattoo

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

9	11	M	namenloses Chamäleon
9	12	M	Tiberius
9	13	W	Gidget
9	14	M	Norman
9	15	M	Pops
9	16	M	Dummie
9	17	M	namenloses Krokodil
10	1	M	Gru
10	2	W	Jillian
10	3	W	Natalie
10	4	W	Lucy Wilde
10	5	M	namenloser Minion
10	6	M	Dave
10	7	M	Dr. Nefario
10	8	M	Eduardo/El Macho
10	9	W	Pollito
10	10	W	Shannon
10	11	M	Tom
10	12	M	Kevin
11	1	M	namenloses Stachelschwein
11	2	M	Shir Khan
11	3	M	Kaa
11	4	M	Baghira
11	5	M	Balu
11	6	M	Louie
12	1	W	Kummer (von Riley)
12	2	M	Angst (von Riley)
12	3	W	Ekel (von Riley)
12	4	M	Wut (von Riley)
12	5	W	Freude (von Riley)
12	6	M	Wut (von Vater)
12	7	M	Angst (von Vater)
12	8	W	Riley
12	9	M	namenloser Löscharbeiter
12	10	W	namenlose Löscharbeiterin
12	11	M	Bing Bong
12	12	M	Jangles
12	13	M	namenloser Schwarm von Riley
13	1	M	Dschafar
13	2	M	Prinz Anders
13	3	M	Dschinn
13	4	M	Aladdin
14	1	M	Gideon Grey
14	2	W	Eisbärin
14	3	M	Benjamin Clawhauser
14	4	M	Bogo
14	5	M	Finnick
14	6	W	Judy Hopps
14	7	M	Stu

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

14	8	M	Yax
14	9	M	Flash
14	10	M	Mr. Big
14	11	M	Manchas
14	12	M	Nick Wilde
14	13	W	Bellwether
14	14	M	Lionheart
14	15	M	Herzog von Pitzbühel
15	1	M	Stuart
15	2	M	Bob
15	3	M	Walter Junior
15	4	M	Fischlippe
15	5	M	Kevin
15	6	M	Walter
15	7	M	Herb Overkill
15	8	W	namenlose Ticketverkäuferin London
15	9	W	Scarlet Overkill

Anhang E**Entscheidungen, die während Codier-Vorgang 1 getroffen wurden**

Superkräfte von Filmfiguren, die Superheld*innen sind, wurden nicht als psychopathologische Auffälligkeiten gewertet

Im Film „*Die Unglaublichen 2*“ kommt ein Bösewicht namens Screenslaver vor, der, wie sich gegen Ende des Filmes herausstellt, in Wahrheit eine von der Figur Evelyn Deavor geschaffene Computersoftware ist. Das Programm versetzt andere Figuren gegen deren Willen mittels einer speziellen Grafik auf gehackten Bildschirmen in eine hypnotische Trance. Die Hypnotisierten werden in Folge durch Evelyn Deavor gesteuert und zur Erfüllung ihrer bösen Mission benutzt. Da der Screenslaver bis kurz vor Ende des Filmes mehrfach als Bösewicht mit männlicher Stimme auf Bildschirmen zu sehen ist und vor der Enthüllung seiner tatsächlichen Natur als vermeintlich separate, männliche Figur in Erscheinung tritt, wurde er auch als von Evelyn Deavor getrennte Figur codiert. Evelyn Deavor nimmt ihre Opfer zudem mittels spezieller Brillen in ihre Mach. Diese Brillen erscheinen nur von außen als solche, haben aber auf der Innenseite in Wirklichkeit Bildschirme, auf denen ebenfalls das hypnotisierende Programm läuft. Die Figuren, welche gegen Ende des Filmes mittels solcher Brillen ferngesteuert wurden und quasi von Screenslaver „besessen“ sind, wurden als sie selbst codiert und nicht als Evelyn oder Screenslaver.

In den Filmen „*Minions*“ und „*Ich – Einfach unverbesserlich 2*“ kommen jeweils Filmausschnitte vor, in denen unzählige Minions sich immer alle gleichzeitig auf die gleiche Weise auffällig verhalten. Es wurde entschieden, nur solche Minions zu codieren, die einen Namen haben, der explizit erwähnt wird.

Anhang F**Psychische Auffälligkeiten bei männlichen Figuren, absteigend sortiert nach Häufigkeit**

Psychischer Funktionsbereich	Psychische Funktion	Psychische Auffälligkeit	Betroffene männliche Figuren ^a
Thymopsyche	Psychomotorik	auffällig	55
Thymopsyche	Affekt	läppisch	48
Thymopsyche	Stimmung	dysphorisch	39
Noopsyche	Denken und Sprache	Tempo des Gedankenablaufs auffällig	39
Thymopsyche	Affekt	überschießend	36
Thymopsyche	Stimmung	Mischbild	30
Thymopsyche	Antrieb	gesteigert	29
Thymopsyche	Stimmung	euphorisch	24
Thymopsyche	Stimmung	manisch	23
Thymopsyche	Stimmung	apathisch	15
Thymopsyche	Affekt	starr	14
Noopsyche	Denken und Sprache	Gedankenablauf auffällig	14
Thymopsyche	Affekt	labil	13
Noopsyche	Denken und Sprache	Inhalte auffällig	12
Thymopsyche	Antrieb	vermindert= gehemmt	8
Thymopsyche	Affizierbarkeit	auffällig	7
Noopsyche	Sensorium	Sinnestäuschungen	7
Thymopsyche	Affekt	flach	5
Noopsyche	Intelligenz	auffällig	5
Thymopsyche	Stimmung	depressiv	4
Thymopsyche	Antrieb	wechselnd	4
Thymopsyche	Stimmung	ängstlich	3
Thymopsyche	Affekt	arm	3
Thymopsyche	Ernährungstrieb	auffällig	3
Noopsyche	Orientierung	auffällig	3
Thymopsyche	Biorhythmus	Schlafstörung	2
Noopsyche	Bewusstsein	unklar	2
Noopsyche	Gedächtnis	auffällig	2
Noopsyche	Denken und Sprache	Konzentration vermindert	1
Thymopsyche	Stimmung	ausgeglichen	0
Thymopsyche	Befindlichkeit	positiv (lustbetont)	0
Thymopsyche	Befindlichkeit	negativ (Unwohlsein)	0
Thymopsyche	Affekt	Affektdissoziation	0
Noopsyche	Denken und Sprache	Schizophrenie-spezifische Denkstörungen	0

Anmerkungen. ^a n = 108

Anhang G**Psychische Auffälligkeiten bei weiblichen Figuren, absteigend sortiert nach Häufigkeit**

Psychischer Funktionsbereich	Psychische Funktion	Psychische Auffälligkeit	Betroffene weibliche Figuren ^a
Thymopsyche	Stimmung	Mischbild	21
Thymopsyche	Psychomotorik	auffällig	18
Thymopsyche	Affekt	überschießend	16
Noopsyche	Denken und Sprache	Tempo des Gedankenablaufs auffällig	15
Thymopsyche	Affekt	läppisch	13
Thymopsyche	Stimmung	dysphorisch	12
Thymopsyche	Antrieb	gesteigert	12
Thymopsyche	Affekt	labil	11
Thymopsyche	Stimmung	manisch	9
Thymopsyche	Stimmung	depressiv	6
Thymopsyche	Affizierbarkeit	auffällig	6
Noopsyche	Denken und Sprache	Inhalte auffällig	6
Thymopsyche	Stimmung	euphorisch	5
Thymopsyche	Antrieb	wechselnd	4
Noopsyche	Denken und Sprache	Gedankenablauf auffällig	4
Thymopsyche	Stimmung	ängstlich	3
Thymopsyche	Affekt	arm	3
Noopsyche	Sensorium	Sinnestäuschungen	3
Noopsyche	Intelligenz	auffällig	3
Thymopsyche	Antrieb	vermindert= gehemmt	2
Thymopsyche	Biorhythmus	Schlafstörung	2
Noopsyche	Bewusstsein	unklar	2
Thymopsyche	Stimmung	apathisch	1
Thymopsyche	Affekt	starr	1
Noopsyche	Orientierung	auffällig	1
Noopsyche	Gedächtnis	auffällig	1
Noopsyche	Denken und Sprache	Konzentration vermindert	1
Thymopsyche	Stimmung	ausgeglichen	0
Thymopsyche	Befindlichkeit	positiv (lustbetont)	0
Thymopsyche	Befindlichkeit	negativ (Unwohlsein)	0
Thymopsyche	Affekt	flach	0
Thymopsyche	Affekt	Affektdissoziation	0
Thymopsyche	Ernährungstrieb	auffällig	0
Noopsyche	Denken und Sprache	Schizophrenie-spezifische Denkstörungen	0

Anmerkungen. ^a n = 35

Anhang H

Anzahl der von spezifischen Darstellungsformen betroffenen, psychisch auffälligen Figuren, sortiert nach Art der psychischen Auffälligkeit

Psychische Funktion	Psychische Auffälligkeit	Positiv getönte Darstellung									Negativ getönte Darstellung								
		Aktive Hilfesuche	Beistand	Körperliche Zuwendung	Verteidigung	Humor	Verstehen wollen	Erfolg	Heilung	Positiv getönte Selbstreflexion	Abwertung/ Etikettierung/ Zynismus	Auslachen	Schuld	Vermeidung/ Isolation/ Ausgrenzung	Täter*innenschaft/ Gefahr	Opfer	Ignorieren	Genervtheit/ Irritation/ Scham/ Ekel	Selbst-Stereotypisierung/ Selbst-Vorverurteilung/ Selbst-Stigmatisierung
Stimmung	Mischbild ^a	27	38	27	20	15	32	37	4	25	30	13	0	16	29	29	23	42	11
	Manisch ^b	14	23	22	16	10	15	22	2	12	16	9	0	12	20	21	17	24	3
	Euphorisch ^c	14	18	14	11	7	17	16	0	10	14	8	0	5	14	15	14	26	1
	Ausgeglichene	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0
	Dysphorisch ^d	1	30	36	23	21	9	30	32	5	19	34	17	1	16	40	33	15	38
	Ängstlich ^e	3	5	5	4	1	6	5	1	2	6	2	0	4	3	5	5	6	3
	Depressiv ^f	8	9	8	6	5	9	8	3	3	9	3	0	5	4	4	5	9	3
	Apathisch ^g	2	3	2	6	0	7	7	3	2	7	5	0	4	9	10	6	7	2
Befindlichkeit	Positiv	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0
	negativ	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0
Affekt	Überschießend ^h	30	38	26	21	10	31	32	4	17	35	17	0	16	39	33	18	38	7
	Läppisch ⁱ	26	39	30	23	16	33	33	3	21	30	18	1	16	35	35	30	49	4

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Psychische Funktion	Psychische Auffälligkeit	Positiv getönte Darstellung									Negativ getönte Darstellung								
		Aktive Hilfesuche	Beistand	Körperliche Zuwendung	Verteidigung	Humor	Verstehen wollen	Erfolg	Heilung	Positiv getönte Selbstreflexion	Abwertung/ Etikettierung/ Zynismus	Auslachen	Schuld	Vermeidung/ Isolation/ Ausgrenzung	Täter*innenschaft/ Gefahr	Opfer	Ignorieren	Genervtheit/ Irritation/ Scham/ Ekel	Selbst-Stereotypisierung/ Selbst-Vorurteilung/ Selbst-Stigmatisierung
	Flach ^k	1	1	0	4	1	1	4	0	0	4	3	0	3	0	3	3	1	0
	Arm ^l	2	5	2	1	1	6	4	0	1	2	1	0	2	5	3	1	3	1
	Starr ^m	2	4	2	7	0	7	7	2	2	8	5	0	4	10	11	6	7	1
	Affektdissoziation	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0
Affizierbarkeit	Auffällig ⁿ	5	11	11	7	5	8	11	0	6	7	5	0	5	6	10	8	12	1
Antrieb																			
	Gesteigert ^o	21	30	25	17	12	21	29	3	15	22	11	0	12	21	26	26	34	7
	Wechselnd ^p	6	7	3	4	1	7	5	0	3	6	4	0	3	5	6	4	7	4
	Vermindert ^q	1	6	5	2	2	6	4	0	1	4	2	0	2	4	3	3	5	2
Psychomotorik	Auffällig ^r	24	39	23	24	15	35	36	6	20	35	16	0	18	38	38	26	50	9
Biorhythmus	Schlafstörung ^s	3	3	4	3	3	3	3	1	3	1	3	0	1	1	1	3	4	2
Ernährungstrieb	Auffällig ^t	2	3	1	2	1	0	2	0	0	2	1	0	2	2	2	2	3	1

Psychische Funk- tion	Psychische Auf- fälligkeit	Positiv getönte Darstellung										Negativ getönte Darstellung							
		Aktive Hilfesuche	Beistand	Körperliche Zuwendung	Verteidigung	Humor	Verstehen wollen	Erfolg	Heilung	Positiv getönte Selbstrefle- xion	Abwertung/ Etikettierung/ Zynismus	Auslachen	Schuld	Vermeidung/ Isolation/ Ausgrenzung	Täter*innenschaft/ Gefahr	Opfer	Ignorieren	Genervtheit/ Irritation/ Scham/ Ekel	Selbst-Stereotypisierung/ Selbst-Vorurteilung/ Selbst-Stigmatisierung
Bewusstsein	Unklar ^u	0	1	0	1	0	2	0	0	0	1	1	0	1	1	2	0	3	0
Orientierung	Auffällig ^v	2	3	3	4	1	3	3	1	1	3	2	0	1	3	4	3	4	2
Sensorium	Sinnestäu- schungen ^w	6	8	8	9	4	5	8	1	5	5	4	0	5	6	8	3	8	4
Intelligenz	Auffällig ^x	3	5	5	2	1	4	5	0	2	6	3	0	2	6	5	3	6	1
Gedächtnis	Auffällig ^y	1	2	2	1	1	2	1	0	1	1	1	0	1	2	2	1	1	1
Denken und Spra- che	Konzentration vermindert ^z	2	2	2	2	2	2	2	0	2	1	2	0	1	1	1	2	2	1
	Tempo des Ge- dankenablaufs auffällig ^{ax}	24	30	22	18	10	31	31	4	15	27	14	0	14	25	27	26	43	5
	Gedankenab- lauf auffällig ^{bx}	6	8	8	9	3	9	11	0	5	14	8	0	8	6	11	11	14	5
	Schizophrenie- spezifische Denkstörungen	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0
	Inhalte auffällig ^{cx}	11	12	9	3	2	12	11	1	6	12	3	0	5	12	10	12	14	3

Anmerkungen. ^a n= 51; ^b n= 32; ^c n= 29; ^d n= 51; ^e n= 6; ^f n= 10; ^g n= 16; ^h n= 52; ⁱ n= 61; ^j n= 24; ^k n= 5; ^l n= 6; ^m n= 15; ⁿ n= 13; ^o n= 41; ^p n= 8; ^q n= 10; ^r n= 73; ^s n= 4; ^t n= 3; ^u n= 4; ^v n= 4; ^w n= 10; ^x n= 8; ^y n= 3; ^z n= 2; ^{ax} n= 54; ^{bx} n= 18; ^{cx} n= 18

PSYCHISCHE AUFFÄLLIGKEITEN IN KINDERFILMEN

Anhang I

Prozentanteile der von bestimmten Darstellungsformen betroffenen Figuren, sortiert nach Geschlecht und Häufigkeit der psychischen Auffälligkeit

soziales Geschlecht	Psychische Auf- fälligkeit	Darstellungsform																	
		Positiv getönte Darstellung									Negativ getönte Darstellung								
		Aktive Hilfesuche	Beistand	Körperliche Zuwendung	Verteidigung	Humor	Verstehen wollen	Erfolg	Heilung	Positiv getönte Selbstreflexion	Abwertung/Etikettierung/Zynismus	Auslachen	Schuld	Vermeidung/Isolation/Ausgrenzung	Täter*innenschaft/ Gefahr	Opfer	Ignorieren	Genervtheit/Irritation/Scham/Ekel	Selbst-Stereotypisierung/Selbst-Vorurteilung/Selbst-Stigmatisierung
männlich ^a																			
	Psychomotorik auffällig ^b	31	45	24	25	18	44	40	7	24	40	15	0	20	53	45	29	64	7
	Affekt läppisch ^c	40	58	46	38	27	52	46	6	33	48	25	2	25	60	54	48	83	4
	Stimmung dysphorisch ^d	59	64	38	41	15	62	56	10	36	69	36	3	28	85	69	26	79	13
	Tempo des Gedankenablaufs auffällig ^e	46	51	38	31	15	62	46	8	28	46	21	0	18	49	44	41	79	3
	Affekt überschießend ^f	56	64	42	39	17	58	53	8	28	72	33	0	28	81	67	28	78	8

soziales Geschlecht	Psychische Auffälligkeit	Darstellungsform																	
		Positiv getönte Darstellung									Negativ getönte Darstellung								
		Aktive Hilfesuche	Beistand	Körperliche Zuwendung	Verteidigung	Humor	Verstehen wollen	Erfolg	Heilung	Positiv getönte Selbstreflexion	Abwertung/ Etikettierung/ Zynismus	Auslachen	Schuld	Vermeidung/ Isolation/ Ausgrenzung	Täter*innenschaft/ Gefahr	Opfer	Ignorieren	Genervtheit/ Irritation/ Scham/ Ekel	Selbst-Stereotypisierung/ Selbst-Vorverurteilung/ Selbst-Stigmatisierung
weiblich ^g	Stimmung Mischbild ^h	48	86	57	43	29	67	76	14	48	48	29	0	38	43	57	43	76	24
	Psychomotorik auffällig ⁱ	39	78	56	39	28	61	61	11	39	56	28	0	22	50	56	39	83	28
	Affekt überschießend ^j	63	94	69	44	25	63	81	6	44	56	31	0	38	63	56	50	63	25
	Tempo des Gedankenablaufs auffällig ^k	40	67	47	20	27	47	67	7	27	40	20	0	27	40	47	47	80	27
	Affekt läppisch ^l	54	85	62	38	23	62	85	0	38	54	46	0	31	46	69	54	69	15

Anmerkungen: ^a n= 108; ^b n= 55; ^c n= 48; ^d n= 39; ^e n= 39; ^f n= 36; ^g n= 35; ^h n= 21; ⁱ n= 18; ^j n= 16; ^k n= 15; ^l n= 13